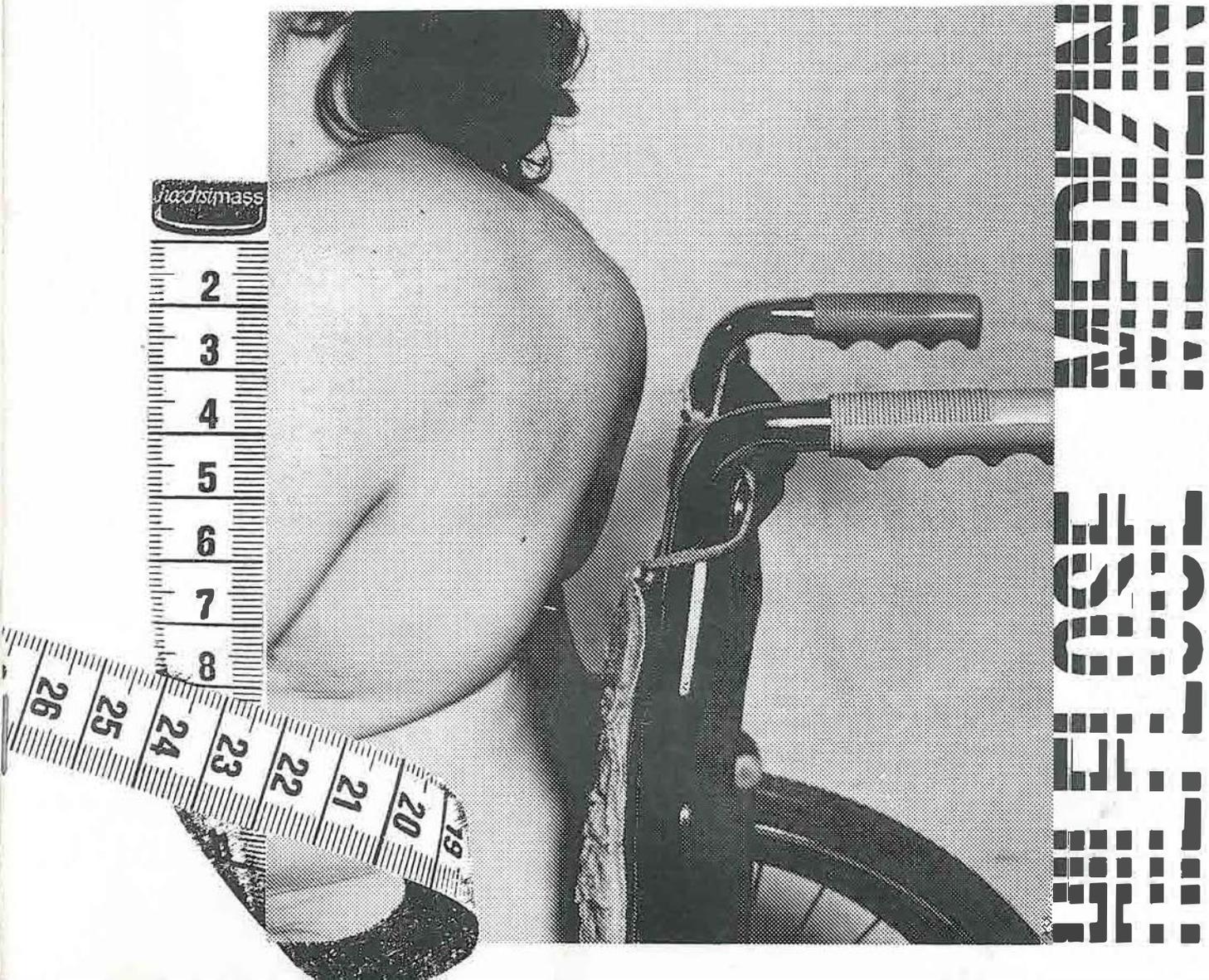


1. Jahrgang, Nr.2 November 1983
Einzelpreis: S 30 (DM 4.50)
Abo (4 Hefte): S 100 (DM 15)

es



los—galerie

TASSO BOGG:
'Prof. Rott-schwanger'



ANDREA MÜLLER:
'Hochleistungssport'

Editorial

Der Start war ermutigend: LOS-Nr.1 hat Reaktionen in der "Szene" ausgelöst - überwiegend positive. Wir hoffen, Sie haben schon auf LOS Nr.2 gewartet - und hatten Verständnis, daß am Anfang noch nicht alles so klappte wie gewünscht. Wir sind zuversichtlich, die nächsten Nummern in kleineren Abständen herauszubringen.

Das Schwerpunktthema dieses Heftes - "Hilflose Medizin" - ist ein "Endlos-Thema" für die Betroffenen. Die Medizin ist allgemein in eine Krise geraten: Die Kluft zwischen hohem Aufwand und geringem Erfolg wird größer, der Widerspruch zwischen der Macht der Experten und der Ohnmacht der Betroffenen klarer. Im Umgang mit Behinderten zeigen sich diese Unzulänglichkeiten der Medizin in besonderer Weise. Die Beiträge dieses Heftes gehen überwiegend von persönlichen Erfahrungen aus - Erfahrungen, die von der etablierten Medizin geleugnet, beiseite geschoben, bagatellisiert werden. Wir möchten in diesem Heft zum Ausdruck bringen, daß die Erfahrungen der Betroffenen Ausgangspunkt jeder humanen und sozialen Medizin sein müssen.

Noch ein Hinweis in eigener Sache: Unser Projekt steht und fällt mit der Abo-Zahl - nicht nur finanziell, sondern auch für unsere Motivation. Wenn Ihnen LOS gefällt, machen Sie bitte Werbung für weitere Leser.

1. Jahrgang, Nr.2 November 1983
Einzelpreis: S 30 (DM 4.50)
Abo (4 Hefte): S 100 (DM 15)

Inhalt

Schwerpunkt:	
Krüppel und Medizin	4
Medizinische Impressionen	7
Schizophrene Zustände	9
Medizin oder Zwang	12
Hilflose Medizin	13

Dokumentation:	
Aufmucken bringt's!	14

Aktuelles:	
295: Nachlese bzw. Vorschau	19
Ein Theaterbesuch mit Folgen?	21
Hartheim: Der "falsche" Prozeß	21
Inhaltsvolle Podiumsdiskussion	24
Jahrzehnt der Behinderten - Jahrhundert der Sonderschule	25

Kommentare:	
Das Muskeldenkmal auf 4 Rädern	26
Warum ich Polizisten hasse	28

Leserbriefe	30
--------------------	----

Intensivstation - Auf dem Käsemarkt in Alkmaar - Das Kind mit an Wasserkopf (Texte)	31
--	----

Schwerpunkte der nächsten Hefte:
Krüppelbewegung
Schulische Integration

Achtung: Jene Abonnenten, die noch nicht bezahlt haben, finden einen Erlagschein vor; bitte Abo einzahlen! Abonnenten, die Heft 1 nicht haben, bitte anfordern.

Impressum

Redaktion Wien

Kontaktadresse:
Kurt Schneider
Blumengasse 21/6
1170 Wien, Tel. 42 07 564

Otto Anlanger
Tasso Bogg
Manfred Farago
Bernadette Feuerstein
Traude Fenzl
Rudolf Forster
Erwin Hauser
Hilde Heindl
Anna Rosenfeld
Elisabeth Hyrtl
Rajmund Kosovic
Angelika Laburda
Birgit Meinhard-Schiebel
Christine Petioky
Friedrich Sneedse
Wolfgang Stachel

Redaktion Linz

Kontaktadresse:
Gunther Trübwasser
Wienerstraße 81
4020 Linz, Tel. 0732/52098

Michael Bacher
Claudia Karoliny
Johannes Neuhauser
Christian Rachbauer
Monika Trübwasser

Redaktion Innsbruck

Kontaktadresse:
Volker Schönwiese
Maximilianstraße 5
6060 Mils, Tel. 05223/20832

Helmut Schiestl
Ernst Schwanninger
Marlies Sutterlüty

Redaktion Graz

Peter Nausner
St.Peter Hauptstr.33d/14
8042 Graz, Tel.0316/41 96 65

Redaktion München

Josef Giger
Guardinistraße 150
8 München 70

Medieninhaber und Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft LOS, c/o Kurt Schneider,
Blumengasse 21, 1170 Wien

Druck: eigene Vervielfältigung

Umschlagfoto: Margeritha Krischanitz
Layout: Gunther Trübwasser

Bezugsbedingungen:
Erscheinungsweise vierteljährlich,
Einzelpreis: S 30 (DM 4,50) Abo (4 Hefte) S 100 (DM 15)
Abo-Bestellungen/Probehefte bei
Birgit Meinhard-Schiebel,
Wohnpark Alt-Erlaa, B/3062, 1232 Wien
Bankverbindung:
Zentralsparkasse der Gemeinde Wien,
642 143 705 (Arbeitsgemeinschaft LOS,
Elisabeth Hyrtl)

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:
Grundlegende Richtung des Mediums:
Zeitschrift gegen Aussonderung mit dem
Ziel, Zustände und Mißstände aufzuzeigen
sowie Alternativen vorzustellen und zu
fordern.

Krüppel und Medizin

Erwin Hauser

Bei meiner Geburt sagen Sie meinen Eltern, daß sie mit mir zum Orthopäden gehen sollten, mit meinen Füßen stimme etwas nicht. Meine Eltern gehen mit mir zum Arzt. Der meint, das Ganze sei nicht weiter bedenklich und gibt mir die erste Diagnose: Hackenfuß und Klumpfuß. Ich bekomme einen Gips zur Korrektur meiner Deformation.

Es ändert sich jedoch nichts. Mit 15 Monaten fange ich nicht zu gehen an. Meine Eltern bekommen es mit der Angst zu tun und gehen mit mir ins Allgemeine Krankenhaus auf die Orthopädie. Dort platzt zwar noch nicht die Bombe meiner zukünftigen Identität als Krüppel, so doch zumindest dem Oberarzt der Klinik der Kragen. Er schreit meine Mutter an, daß das Ganze ein Wahnsinn sei, daß sie mit mir erst so spät komme. Meine Krankheit gehörte schon die längste Zeit behandelt, ich hätte eine angeborene Hüftluxation! Das war meine zweite Diagnose. Als meine Mutter sagt, daß sie schon seit einiger Zeit mit mir bei einem anderen Arzt in Behandlung ist, nur der mich offensichtlich gegen etwas behandelt hatte, das ich gar nicht hatte, wechselt der Herr Oberarzt etwas die Gesichtsfarbe und beendet die Attacken gegen meine Mutter.

Nun verstärken sich die Interventionen gegen mein Gebrechen. Hatte ich bis jetzt einen Gips nur an den Füßen, wurde dieser nun durch eine Gipsschale bis zum Nabel ersetzt.

Doch nach zwei Jahren stellt sich heraus, daß es für diese Maßnahme bereits zu spät war. Das Ganze hat nichts genutzt. Ich mußte operiert werden. Hüftgelenksvarisierung an beiden Beinen. Bis jetzt mußten meine Erfahrungen mit der Medizin zwar unangenehm gewesen sein, nun aber wurden sie so unerträglich, daß ich mich sogar heute noch dumpf daran erinnern kann.

Ich liege auf einem fahrbaren Wagen. Ein Pfleger oder eine Schwester steht auf Schiebeposition, meine Mutter neben mir. Ich schreie, schreie und schreie, denn ich weiß ganz genau, was passieren wird. Ich komme von meiner Mutter weg. Meine Mutter packt es genau so wenig wie ich. Sie küßt mich, redet mir gut zu, sie käme ja wieder, das ist mir aber scheiß egal, sie soll nicht wiederkommen, sie soll bei mir bleiben! Wenn sie mich jetzt verläßt, braucht sie überhaupt nicht mehr zu kommen! Ich brunze mich fast an vor Angst. Die kalten Wände, die Typen in den sterilen weißen Gewändern, wie ich sie mit ihrer Teilnahmslosigkeit hasse. Dann beginnt es. Der Typ fängt an mich zu schieben. Das geht nur mühsam, denn er muß mich mit einer Hand halten, sonst springe ich ihm vom Gefährt. Meine Mutter geht noch mit. Küßt mich, drückt mich noch, wird aber zunehmend hysterisch, weil sie das auch nicht packt. Sie fängt auch zum Heulen an, schreit mich an, ich solle nicht verrückt spielen und bleibt stehen. Ich werde weiter gefahren. Der Abstand zu ihr wird immer größer. Ich schreie, was das Zeug hält, doch es nützt nichts.

Seither kann ich niemanden mehr um etwas bitten, das ich mir ganz fest wünsche.

Viermal kam ich auf den Operationstisch, jedesmal führte ich das gleiche Theater auf. Auch später noch, wenn wir nur zur Kontrolle ins AKH gegangen sind, habe ich mich noch vor Angst fast angeschissen. Aber es ging vorbei, und wie man so schön sagt, ich habe es überstanden, niemand fragt nach dem Wie.

Mit vier Jahren wurden die Gesichter der Ärzte bei den Kontrollen wieder länger. Die Operationen haben nichts genutzt. Durch das Wachstum haben sich die Knochen wieder in die ursprüngliche pathologische Stellung zurückmanövriert. Ich muß wieder operiert werden, meinen sie. Wer garantiert

eigentlich, daß das Gleiche nicht noch einmal passiert. Niemand, meinen sie und meine Eltern meinen, daß man sich dann auch wohl die Operationen ersparen könne. Das taugt den Herrn in den weißen Kitteln weniger, sie werden böse. Sie haben die Verantwortung, wenn wir nicht operieren, sitzt er mit 15 im Rollstuhl. Mir war das scheißegal, Hauptsache ich mußte nicht in ihre Gefängnisse. Meine Eltern haben eine Courage bewiesen, wie sie wohl selten ist. Sie blieben hart. Und ich bleibe ihnen dafür ewig dankbar.

Damit war vorerst das Ärgste überstanden. Meine Beistriche in den Unterhosen beschränkten sich auf halbjährliche Visiten bei einem Orthopäden im 20. Bezirk. Der war kein Freund von voreiligen Operationen, und ich blieb einige Zeit verschont.

Mit 11 beschließen meine Eltern und ich, einen Versuch zu machen, ob man gegen meine Behinderung nicht doch etwas unternehmen könnte. Wir besuchen die größten Kapazitäten Österreichs auf dem Gebiet der Orthopädie. Einer davon meint, ich solle eine Kniebeuge machen, ich kann nicht, ich solle eine Liegestütz machen, ich kann nicht, ich solle mich aus dem Liegen ohne Hände aufrichten, ich kann nicht. Er macht ein bedeutungsvolles Gesicht und meint, ich solle in das Wilhelminenspital, um meine Muskeln zu untersuchen. Was ich auch tue: Muskeldystrophie, meine dritte Diagnose. Sie sei nicht so gefährlich, meinen sie, im Blut sei nichts zu entdecken, nur das Elektromyogramm sei pathologisch. Auf jeden Fall muß das behandelt werden, Unterwassertherapie und elektrophysikalische Behandlungen. Meine Mutter führt mich zweimal in der Woche am Morgen vom 21. Wiener Gemeindebezirk in das Wilhelminenspital zur Behandlung und dann in den 9. Bezirk in die Schule, um mich zu Mittag dort wieder abzuholen. Die öffentlichen Verkehrsmittel kann ich nicht benutzen, da ich die hohen Stufen in die Tram nicht überwinden kann. Das Ganze dauert ungefähr zwei Jahre und nützt nichts.

Mit 16 fängt mir die linke Hüfte an, weh zu tun. Wir gehen zu einem Primararzt,

der mit unserer Nachbarin gemeinsam in die Schule gegangen ist. Wir hoffen, die Sterilität und Kälte eines Ordinationsbesuches durch die Bekanntschaft zu unterlaufen. Was natürlich Blödsinn war, wie sich später auch herausstellte. Angst hatte ich natürlich nach wie vor vor Ärzten. Er meint, man müsse etwas machen. Operieren, eine Hüftgelenksvarisierung und Beckenverschiebung gehe in einem und nur das linke Bein wäre zu operieren. Wir stimmen zu.

Ich komme ins Spital. Sie bekommen etwas von meiner Muskelgeschichte mit und müssen sich natürlich sofort wichtig machen. Ich soll einem Neurologen vorgeführt werden. Ich muß jedoch eine Woche warten, denn der Neurologe kommt erst am nächsten Montag wieder ins Spital, er ist vom AKH und macht dort Gastvisiten.

Am nächsten Montag werde ich ins Parterre geführt, in eine Kabine mit dem Auftrag gesteckt, mich rasch auszuziehen. Inzwischen höre ich schon den Neurologen mit einem Patienten draußen herumkommandieren.

Die Tür geht auf. Grüß Gott. Tag. Leg dich auf die Bank. Er kratzt mich am ganzen Körper und fragt mich, ob ich etwas spüre. Er kratzt mich am Bauch, den ich dann natürlich einziehe. Er schreit mich an, ich soll den Bauch nicht einziehen. Ich sag, er täte mir weh, er meint, das sei egal. Aufstehen! Kniebeuge! Nichts. Liegestütz! Nichts. Gehen! Auf einem Bein stehen! Auf dem anderen. Es sei ein Skandal, daß ich erst jetzt neurologisch untersucht würde. Was hast du eigentlich für eine Mutter, die so etwas anstellen läßt. Als ich sage, daß ich sehr wohl schon neurologisch untersucht wurde und wegen einer Muskeldystrophie schon in Behandlung war, die allerdings nichts geändert hätte, meint er kurzerhand: Das gibt es nicht. Er schickt mich wieder in die Kabine, ich ziehe mich an. Die nächste Patientin kommt rein. Mit ihr schreit er genauso herum wie mit mir, sie ist Ausländerin. Er meint, sie stinke und solle sich waschen gehen, bevor er sie behandle. Jetzt platzt mir erst der Kragen und ich schreie

aus meiner Kabine, daß es ein Skandal sei, wie er die Leute behandelt. Eine Nonne kommt herein und meint, ich solle den Professor nicht denunzieren. Ist ja wahr, meine ich und ziehe mich weiter an. Ich gehe rauf. Nach drei Stunden stehen zwei Leute von der Rettung vor mir. Ab ins AKH! Der Arzt meint, ich muß auf eine Neurologie. Ich komme gerade noch dazu, meine Eltern anzurufen. Die sind empört und fahren ins Spital. Ich bin aber schon abgeführt worden. Sie wollen den Primar sprechen. Der ist aber nur für Privatpatienten zu sprechen und weigert sich. Meine Mutter wird rabiat und geht trotzdem hinein. Das ist nun doch zu viel, aber sie läßt sich nicht abwimmeln. Der Anstand wird gewahrt, indem er einen Kompromiß eingeht: Er geht mit ihr am Gang auf und ab, um seine Privatgemächer nicht durch einen Krankenversicherten zu beschmutzen. Er meint bla, bla, bla. Meine Eltern fahren ins AKH. Dort - wie schon ähnlich einmal gehabt: Wenn er nicht schleunigst behandelt wird, liegt er mit zwanzig im Bett und kann sich nicht rühren und überhaupt - er wird sterben.

Zehn Tage bleibe ich im AKH. Das einzige was sie machen, ist eine spezielle Muskeluntersuchung: sie zwicken mir ein paar Muskelfasern aus der Schulter. Später konnten sie mir dann durch ihre glorreiche Wichtigtuerei sagen, ich hätte eine "Central core disease". Das war dann meine vierte Diagnose.

Danach zurück auf die Orthopädie, um endlich operiert zu werden. Eine Woche dauern die Vorbereitungen, dann ist es soweit.

Nach der Operation geht es mir natürlich, wie das bei derartigen Anlässen ist, sehr schlecht. Am nächsten Tag kamen meine Eltern. Sie erzählten, daß sie mit dem Primar geredet hätten. Der meinte, daß sie die Beckenverschiebung nicht machen konnten, da ich zu schwach dafür sei. Die muß später gemacht werden. Ferner erklärte er meinen Eltern so ganz nebenbei, daß nun auch das rechte Bein operiert werden müsse, damit die Symmetrie gewährleistet sei. So wurden aus den erwarteten zwei Operationen sechs!!

Wieder einmal brach eine Welt für mich zusammen. Ich haßte das Spital über alles. Die langen einsamen Nächte, dieses Ausgeliefertsein, das ständige Warten auf Informationen. Ich stelle mir vor, daß man in einem Gefängnis zumindest weiß, wann man wieder rauskommt. Im Spital ist das nicht so, denn du weißt nie, was diesen Typen als nächstes einfällt. Und nun noch ganze fünf Operationen. Mit den Erholungszeiten konnte ich damit rechnen, daß ich für drei Jahre aus dem Verkehr gezogen bin. Ich wollte doch endlich leben. Ich dachte, daß ich nun die schönste Zeit vor mir hätte. Eine Freundin hatte ich, mit der wollte ich so gerne das erste Mal. Aber im Spital ging das doch nicht, das konnten sie doch mit mir nicht machen. Im Spital konnte ich nur onanieren, und das tat ich nicht einmal, weil es mir taugte, sondern um die schlaflosen Nächte hinter mich zu bringen. Ich war fix und fertig. Die Zukunft bestand für mich aus einem schwarzen Loch, aus dem ich nicht herauskommen konnte.

Ich hatte vorher nicht geraucht. Im Spital habe ich mir noch eine Schachtel Winston organisiert. Als ich dann rauskam und den ersten Tag in der Schule war, bin ich die erste Pause auf das Klo und habe meine ersten Zigaretten in mich hineingepafft, bis mir kotzübel war. Wenn ich der Zerstörung durch andere schon ausgeliefert war, so wollte ich doch zumindest mithelfen, um wenigstens einen Funken von Selbstbestimmung zu retten.

Auch das ging vorbei. Auf die Beckenverschiebungen habe ich gepfiffen. So mußte ich nur noch drei Mal auf den Tisch. Es reichte.

Ein Jahr vor der Matura entschloß ich mich, Medizin zu studieren. Es muß doch lustig sein, wenn der Gefängnisinsasse zum Wärter wird. Was wird dann aus einem Wärter? Ich werde immer in erster Linie ein Krüppel sein. Nun, ich bin stolz darauf. Ihre Arroganz ist oft nur die Hilflosigkeit, die sie auf unsere Kosten ausagieren. Meine Betroffenheit verunsichert sie. Ich werde keine Gelegenheit außer acht lassen, sie so in den Arsch zu treten, wie sie es mit mir gemacht haben■

Medizinische Impressionen

Volker Schönwiese

Meine ersten und zugleich wichtigsten Erfahrungen mit dem Gesundheitssystem habe ich mit Beginn meiner Krankheit im Krankenhaus gemacht. Als zehnjähriges Kind bekam ich chronischen Gelenksrheumatismus, der sich durch fortschreitende Entzündung und Versteifung der Gelenke zu meiner Behinderung entwickelte.

Der Ausbruch meiner Krankheit war nicht ein einmaliges schockhaftes Erlebnis. Schmerzen standen für mich im Vordergrund, besorgte Eltern pflegten mich. Das Gefühl, zwar eine ernste Krankheit zu haben, die aber vorbei gehen wird, stand im Vordergrund. Erst der Akt der Aufnahme ins Krankenhaus war für mich das erste Mal und auch alle folgenden Male ein entscheidender Einschnitt. Insgesamt verbrachte ich ca. vier Jahre in Kliniken. Herausgerissen aus der Familie, herausgerissen aus dem schulischen Betrieb, erlebte ich die Klinikeinlieferung immer so, als hätte mich die ganze Welt verlassen. Als Kind weinte ich in so einer Situation, später spielte ich tapfer. Die Umstellung auf den speziellen Krankenhausrhythmus machte mir immer enorm zu schaffen. Sehr früh geweckt werden, wieder schlafen, wieder geweckt werden, am Abend früh schlafen müssen - es blieb immer ein Mangel an eigener Entscheidungsmöglichkeit. Nur ganz wenige persönliche Gegenstände konnte ich immer wieder in die Klinik mitnehmen, der größte Teil davon wurde dann im Kasten verräumt, zur freien Verfügung blieben mir nur mehr die Gegenstände, die ich im Nachtkästchen hatte, aber auch die immer wieder durch Putzkommandos durcheinandergebracht - besonders vor Visiten und je nach Stationsschwester-Befehl nach lockerer Ordnung oder nach einem wirklich rigiden System. Und rundherum diese sterile Farblosigkeit. Der Zwang, mit Mitpatienten 24 Stunden zusammen sein zu müssen, die man sich überhaupt nicht nach Sympathie auswählen konnte, wirkte sich oft verheerend aus.

Es war die Ausnahme, daß jemand ins Zimmer gelegt wurde, mit dem ich mich befreunden konnte, bei dem ich Hemmungen fallen lassen konnte; und immer dieses Gefühl in der Öffentlichkeit zu stehen, nicht privat sein zu können, z.B. immer Ängste zu haben in aller Öffentlichkeit auf die Schüssel gehen zu müssen, Ängste von jemandem beim Onanieren erwischt zu werden.

Man ist als Patient in der Klinik auf jeden Fall das letzte Glied der Hierarchie. Putzfrauen stand ich unter Umständen noch nahe, konnte mit ihnen reden oder lachen. Es ist zwar nicht mehr so wie zu Zeiten der Klinikordnung von Prof. Böhler, daß in der Klinik nicht gelacht werden darf, trotzdem habe ich es kaum jemals erlebt, daß in der Klinik gelacht wird und auch ich hatte es dort wirklich verlernt. Bezüglich der Hierarchie: auf jeden Fall steht die Küchengehilfin schon über dem Patienten. Alles, was mit Essen zu tun hat, habe ich auf der Klinik als höchst problematisch erfahren. Einheitsessen, das mir überhaupt nicht schmeckte und das nur Einzelpersonen, die das Wohlwollen des Küchenpersonals besaßen, sich ein bißchen aufbessern konnten - ich war nicht darunter. Ich muß wirklich sagen, ich habe mir in der Klinik angewöhnt zu hungern oder das Essen als rituellen Akt hinzunehmen, der mit keinerlei Lustgefühl verbunden ist. Den Schwestern war ich immer sympathisch: Ich verlangte nie etwas, und wenn, nur mit vielen Entschuldigungen und Erklärungen, ich läutete nie, außer, wenn es sich absolut nicht vermeiden ließ. Trotzdem hatte ich immer das Gefühl, daß mir meine Bravheit nicht vergolten wird. Die Schwestern konnten mir emotional nichts bieten, außer formale Freundlichkeit. Auch die Ärzte erschienen mir immer als Autoritäten im weißen Mantel, von denen ich das Gefühl hatte, sie wüßten eine Menge Wesentliches, wollen es aber nicht sagen. Ich traute mich natürlich auch kaum einmal zu fragen und verschwieg bei der Visite auch Dinge, die wesentlich hätten sein

können, einfach aus Angst, es könnte wieder etwas neues Unangenehmes an Körperschädigung herauskommen. Einmal, erinnere ich mich, gestand ich bei der Visite Herzbeschwerden: Unrhythmisches Herz, Herzklopfen. Der Arzt hörte das Herz ab und sagte dann einfach: Tachykardie. Nichts weiter. In dem Moment glaubte ich eine gräßliche neue Krankheit zu haben und fühlte mich durch einen Blick des Assistenzarztes bestätigt, von dem ich meinte, er wäre traurig. Deshalb machte ich mir lange Zeit ernste Sorgen und erst viel später erfuhr ich den genauen Sinn des medizinischen Wortes, das mich so sehr erschreckt hatte.

Die Geschichte hatte Jahre danach ihre Fortsetzung und ist mir nachhaltig wie eine Theaterszene in Erinnerung. Ich möchte sie noch als Beispiel für meine langjährigen und anhaltenden Medizinerfahrungen berichten.

Im Urlaub wurde ich einmal krank und der herbeigeholte Arzt horchte routinemäßig auch das Herz ab. Dabei sagte er: "Ihr Herz ist nicht in Ordnung, das wissen Sie schon!" Ich sagte "nein" und war sehr betroffen. Zu Hause war mein nächster Weg zu meinem Arzt in der Klinik. Er hörte mein Herz ab und sagte bedeutungsschwer "mhm, mhm" und dann "ich schick Dich jetzt einmal zum EKG, damit wir gleich etwas machen können und versuch auch für Dich einen Termin bei der Herzambulanz zu bekommen". So machte ich mich auf den Weg zum EKG, und mir war alles andere als wohl. Glücklicherweise bekam ich einen raschen Termin für die Herzambulanz - drei Tage später. Eine Klinik hat ja ihre eigene Zeitordnung, da sind drei Tage einfach rasch, Ausdruck eines privilegierten Patientenstatus. Was sich ein Patient in drei Tagen ohne Information denkt, ist eine andere Sache. Meine Befürchtungen wuchsen jedenfalls rasch. In der Herzambulanz wurde ich in einen Raum geführt, voll mit Apparaten, Kabeln, Bildschirmen, für mich in meiner Angst unheilsschwangere, kalte Kulissen. Ein EKG nach dem anderen wurde gemacht. Die Ärztin betrachtete die Streifen lange, griff zum Telefon: "Gehn's Herr Kollege, kommen's einmal herüber, ich komm da nicht zurecht".

Nun beugten sich zwei Weißmäntel über die Streifen, sagten für mich einiges Unverständliches - voll mit Fachausdrücken - leise zueinander, und immer wieder dieses "mhm, mhm ...". Ich versuchte meine ganze dumpfe Verzweiflung zu überwinden und fragte endlich: "Können Sie mir bitte jetzt sagen, was mit mir los ist!" Der Arzt blickte auf: "Nein, ich sage lieber nichts, die Patienten sind immer so schnell traumatisiert". Zu Hause ging es mir dann von Tag zu Tag schlechter, Druck in der Brust, Herzstechen, Atembeschwerden, ich wußte, daß ich schwer krank war. Der Befund war immer noch nicht da, ohne Behandlung hielt ich es nicht mehr aus. Nach einer Woche, als ich wirklich nicht mehr anders konnte, brach ich meine Rolle als Patient - des Patienten erste Pflicht ist zu warten - und rief in der Klinik an. Mein Arzt teilte mir mit: "Ja, es ist nichts". Ich konnte es nicht glauben: "Nichts? aber mir geht es so schlecht!". Der Arzt nicht minder ungläubig: "Wieso schlecht?".

Ich meine, daß mich meine Klinikerfahrungen - noch dazu als Kind und als Jugendlicher - sehr geprägt haben. Die durch die Klinik beeinflussten Lernprozesse wirkten in folgende Richtung: Passivität, Gewöhnung, sich einfach versorgen zu lassen, Unfähigkeit, das Leben aktiv in die Hand zu nehmen, Unfähigkeit, zu anderen Personen gleichberechtigte Beziehungen herzustellen, Unfähigkeit, zum eigenen Körper einen positiven Bezug herstellen zu können. Diese Erfahrung hat sich wie in einem Regelkreis auch sicher auf meine Krankheit höchst negativ ausgewirkt und neue Symptome und Komplikationen geschaffen. Wie bedeutend das alles für meine Krankheit war und ist, kann ich mir nicht genau ausrechnen, sicher ist nur, daß es mich stark beeinflusst hat. Auch kann ich weiters nur feststellen, daß die Klinik mir auf diese Weise keinerlei Rüstzeug mitgeben konnte, mit meiner Krankheit - soweit sie nicht reparierbar war und ist - in einer "normalen" Umgebung zu leben und mit ihr umzugehen. Die Medizin hat mein Leben gerettet, es aber gleichzeitig behindert.

Mir ist zuletzt noch wichtig zu sagen, daß ich das Verhalten der Ärzte nicht so sehr

als persönliches Versagen sehe (obwohl ich ihnen schon vorwerfen muß, daß sie ihr Versagen oft nicht einmal sehen). Das trifft das Problem in seiner Größe nicht. Die ganze Klinikstruktur ist auf der Entmündigung des Patienten aufgebaut. Sie ist zuerst einmal Ausdruck des Kampfes der Ärzteschaft zur Erhaltung ihrer außerordentlichen Privilegien. Dazu braucht es ein strenges Oben und Unten. Dann gibt es ein gewaltiges Geschäft mit der Gesundheit bzw. Krankheit, durch Produktion von Medikamenten, Apparaten usw. Und da gibt es auch einen sich ausweitenden Konsumzwang, bei dem wissende und mündige Konsumenten (Patienten) nicht gerade erwünscht sind.

Merkwürdig genug ist es z.B., daß kaum jemand weiß, wie gering der Anteil der

Medizin bei der Verlängerung der Lebenserwartung und Verbesserung der allgemeinen Gesundheit ist. Die wichtigsten Erfolge in den letzten Jahrhunderten sind nicht auf die Medizin, sondern auf die Verbesserung der Lebensverhältnisse zurückzuführen, wie z.B. ausreichende und bessere Ernährung, bessere Hygiene (sauberes Wasser!), Verkürzung der Arbeitszeit usw. Das Wichtigste war also immer die Verhinderung der Entstehung von Krankheit, ein Bereich, für den die moderne Medizin außer Slogans ("Prävention") wenig zu bieten hat. Nicht, daß wir auf die kurative-heilende Medizin verzichten könnten, aber Bescheidenheit gegenüber den Patienten, die lernen müssen, mehr Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen, täte ihr gut■

Schizophrene Zustände

Erfahrungen einer Angehörigen

Es ist sicher nicht einfach, die Krankheit eines Angehörigen und die damit verbundenen Komplikationen zu beschreiben. Wenn ich es trotzdem versuche, dann in dem Bewußtsein, daß dieser Bericht ausschließlich meine subjektive Meinung wiedergibt.

Meine Schwester leidet an Jugendschizophrenie: Schon in der Volksschule war Monika sehr sensibel, ängstlich und verschlossen. Sie fand keinerlei Kontakt zu ihren Mitschülern, die gleich durchschauten, daß Monika "ein bißchen anders" war und sie hänselten und verspotteten. In dieser Situation hat die Zusammenarbeit Schule-Elternhaus total versagt. Gerade in der schwierigen Zeit der Pubertät starb dann noch Monikas Mutter, an der sie sehr gehangen hatte. Dieses Ereignis zerbrach das Familiengefüge vollkommen, wodurch Monika der letzte Rückhalt genommen wurde. Nach dem Polytechnischen Lehrgang begann sie eine Lehre als Verkäuferin. Als sie wegen ihrer immer ärger werdenden Angstzustände und Depres-

sionen einen Arzt aufsuchte, der ihr von der Berufsschule empfohlen wurde, deutete er ihr Verhalten als Hysterie. Auch eine Vorsprache bei einer Jugendberatungsstelle brachte ihr keine Hilfe. Ein anderer Arzt, den sie aufsuchte, verschrieb ihr lapidar Beruhigungspulver, ohne weiter auf ihr Krankheitsbild einzugehen. Schließlich wurde sie mit der Diagnose Schizophrenie in ein Psychiatrisches Krankenhaus in Wien eingeliefert und in einem geschlossenen Pavillon untergebracht. Ihre Behandlung bestand vorwiegend in der Verabreichung von Medikamenten.

Als ich Monika besuchte, war ich über die dort herrschenden Zustände entsetzt. Der Anblick der Patienten, vorwiegend alte pflegebedürftige Menschen, der Gestank, das Schreien der Patienten, die teilweise in Gitterbetten untergebracht waren, wenn man so etwas noch nicht gesehen hat, kann man es kaum fassen!

Wenn die Kranken nicht sowieso in den Gitterbetten bleiben mußten, verbrachten

sie den größten Teil des Tages im abgesperrten Tagraum. Hatten sie z.B. Durst, mußten sie eben so lange klopfen, bis das Personal endlich kam. Der Oberarzt war der einzige positive Aspekt in diesem Pavillon. Durch die große Anzahl der Patienten war er jedoch zeitlich total überlastet, trotzdem bemühte er sich in anerkannter Weise um meine Schwester. Meine Eindrücke von diesem Pavillon waren, daß viel zu wenig Pflegepersonal vorhanden war und daß ich es als sehr negativ empfand, daß ein junger Mensch ohne Aussicht auf Therapie unter vorwiegend alten, verkalkten Menschen (Pflegefälle) fast den ganzen Tag sich selbst überlassen war.

Unangenehm berührt hat mich folgender Vorfall: Bei einem meiner Besuche kam zufällig der Primarius dieser Abteilung vorbei. Er sagte zu mir: "Na, Monika, Dir geht es ja wieder viel besser, Du schaust ja schon sehr gut aus." Er hatte mich mit meiner Schwester verwechselt und das zu einem Zeitpunkt, wo Monika schon viele Wochen in diesem Pavillon zur Behandlung war.

Es dauerte einige Zeit, bis es Monika wieder besser ging. Es wurde ein Präparat gefunden, auf das sie sehr gut ansprach. Für ca. ein Jahr konnte sie die Anstalt verlassen und arbeitete sogar teilweise wieder.

Nach einem neuerlichen Krankheitsschub wurde sie in eine andere Abteilung eingewiesen. Der äußere Eindruck dort war positiv (nette Zimmer, Freizeitraum, Bilder an den Wänden, Blumen). Der Oberarzt zeigte sich jedoch unzugänglich und arrogant. Es war mir nicht einmal in seiner Sprechstunde möglich, von ihm eine Auskunft über meine Schwester zu erhalten.

Monika hatte damals große Angstzustände. Der Großteil der Patienten war in einem wesentlich besseren Zustand als sie. Da meine Schwester durch ihr ständiges Schreien die anderen Patienten störte, geschah es manchmal, daß sie samt Gitterbett in ein leeres Zimmer verfrachtet wurde, wo man sich oft stundenlang nicht um sie kümmerte. Monikas Lippen waren vor Durst aufgesprun-

gen, vom Schreien war sie ganz heiser und hatte starke Blasenschmerzen, weil sie oft längere Zeit nicht aufs Klo geführt wurde. Manchmal fanden wir Monika total "niedergespritzt" vor. Der Kommentar einer Schwester: "Wir können sie ja nicht den ganzen Tag schreien lassen."

Erst als es Monika besser ging, fand sie die Möglichkeit vor, an Beschäftigungstherapien (wie z.B. Malen, Basteln) teilzunehmen. Ich konnte mich in dieser Abteilung des Eindrucks nicht erwehren, daß Monika gerade in der Zeit, als es ihr sehr schlecht ging, abgeschoben und alleingelassen wurde. Neben wirklich engagierten Pflegern, die sich sehr um Monika kümmerten, agierten auch andere, die es sich meiner Meinung nach zu leicht machten. So bekam ich den Eindruck, daß das Behandlungsniveau sehr von der jeweiligen Diensterteilung abhängig war.

Eine Bekannte machte uns auf eine besondere in diesem Spital vorhandene Abteilung aufmerksam, von der sie schon Positives gehört hatte. Es gelang uns, Monika dort unterzubringen. Schon bei meinem ersten Besuch fiel mir die freundliche Atmosphäre, die eben von vielen kleinen Dingen abhängt, auf. Ich muß dazu sagen, daß hier vorwiegend Patienten untergebracht waren, die sich in einem besseren Gesundheitszustand befanden. Ferner waren sie alle relativ jung (keine Pflegefälle). Die Anzahl der Patienten war wesentlich geringer als woanders, wodurch viel mehr auf den einzelnen eingegangen werden konnte. Neben Medikamenten wurden auch verschiedenste Beschäftigungstherapien verordnet. Es war dort einfach menschlicher. Sowohl das Pflegepersonal als auch der Oberarzt hinterließen einen sehr positiven Eindruck. Es wurden regelmäßig Angehörigen-gesprächsrunden veranstaltet. Pfleger und Patienten unternahmen hin und wieder Ausflüge. Ich glaube, in dieser Abteilung fanden die Patienten die besten Voraussetzungen für eine länger andauernde Besserung. Leider ist diese Abteilung eine Rarität.

Nach einigen Monaten wechselte Monika ins Nachtspital (im selben Haus). Ich würde es als eine Art Wohngemeinschaft bezeichnen.

Tagsüber besuchte Monika die im Komplex der Krankenanstalt befindlichen Testwerkstätten (Flechten, Weben etc.). Auf diese Weise konnte meine Schwester lernen, selbständiger zu werden, um sich dann im Alltag zurechtzufinden.

Um meine Erfahrungen, die ich mit dieser Krankenanstalt gemacht habe, kurz zusammenzufassen: Die Behandlungsmethoden in den verschiedenen Abteilungen sind unterschiedlich. Wenn man wirklich akut krank ist und es einem sehr schlecht geht, hat man fast keine Chance, in einer sogenannten "besseren Abteilung" unterzukommen.

Die Erfahrungen, die meine Schwester im Zuge ihrer Nachbetreuung mit dem Kuratorium für Psychosoziale Dienste gemacht hat, lassen sich kurz zusammenfassen: Es kommt immer darauf an, wie sich der gerade diensthabende Arzt engagiert. Auch hier hat meine Schwester unterschiedliche Betreuung erfahren.

Vielseitige Probleme entstehen in der Familie eines psychisch kranken Menschen. Erstens ist es sehr schwer, als Laie den kranken Angehörigen richtig zu behandeln. Unsere Familie neigt eher dazu, Monika alle Schwierigkeiten abzunehmen. Dadurch fällt es ihr noch schwerer, selbständig zu werden.

Seit ihrer Krankheit hat meine Schwester die Befürchtung, wir könnten sie vielleicht jetzt weniger lieb haben als früher und sie fühlt sich nicht als vollwertiger Mensch. Dadurch isoliert sie sich schon von vorneherein von ihrer Umwelt. Dieses Gefühl, ein nicht vollwertiger Mensch zu sein, wird teilweise durch die Umwelt noch bestätigt. Meine Schwester hat die Erfahrung gemacht, daß es viele Menschen gibt, die mit geistig kranken Menschen nichts zu tun haben wollen. Ein Beispiel dazu: In der Nähe des Psychiatrischen Krankenhauses gibt es ein Cafe. Als ich mit meiner Schwester dort hineingehen wollte, fragte die Serviererin meine Schwester: "Bist Du eine Patientin dieser Anstalt?" Als Monika dies bejahte, sagte sie: "Die werden bei uns nicht bedient!"

Wenn meine Schwester z.B. in der Straßenbahn

fährt, kommt es vor, daß sie Angstzustände bekommt. Nicht, daß sie etwa schreit oder aggressiv wird, aber man merkt ihr doch manchmal an. Es ist dann immer sehr unangenehm für Monika, wenn sie merkt, wie sie die Leute dann ununterbrochen anstarren und sich sogar vereinzelt über sie lustig machen.

Fast unmöglich ist es für Monika einen Partner zu finden. Das ist für sie ein großes Problem. Manchmal hat sie das Gefühl, in einen Kreislauf geraten zu sein, aus dem sie einfach nicht mehr herauskommt.

Unsere Familie hat sehr lange gebraucht, bis sie gelernt hat, mit Monikas Krankheit zu leben, und ich glaube, ganz haben wir es noch immer nicht geschafft. Ich glaube, sehr wichtig ist es für sie, ihr das Gefühl zu geben, sie nie im Stich zu lassen und wenn es ihr schlecht geht, sie immer wieder aufzubauen. Man muß versuchen, sie ein bißchen aus ihrer Isolation herauszureißen. Das ist nicht einfach und erfordert einen großen Einsatz, den wir manchmal nur schwer bewältigen. Sehr oft gibt es auch Rückschläge.

Zu allen persönlichen Schwierigkeiten kommen auch noch bürokratische. Momentan ist meine Schwester arbeitslos. Ihre Firma hat sie jahrelang behalten, doch jetzt ging es nicht mehr. Es gibt eine Unmenge an Fragen zu klären: Ist Monika jetzt krankenversichert? Bekommt sie Arbeitslosengeld oder eine Unterstützung vom Sozialamt, wer ist eigentlich für sie zuständig? Und vor allem, wie geht es jetzt weiter, da meine Schwester wieder zu Hause ist?

Ich muß ehrlich sagen, momentan weiß ich es nicht!

Der Name der Betroffenen wurde geändert. Hier werden Erfahrungen über einen Zeitraum von 6 Jahren (1977-1983) beschrieben.
Die Redaktion

Medizin oder Zwang

Anni Hosenfeld

Ein Krüppel wird sein ganzes Leben medizinisch betreut. Ob es sich um orthopädische, operative oder therapeutische Maßnahmen handelt, ist egal, Hauptsache der Behinderte wird der Norm der Gesellschaft angepaßt. Es fängt schon mit der Frühförderung und -erkennung im Säuglingsalter an und hört nie auf. Man ist der Willkür der Experten hilflos ausgeliefert. Dabei stimmt Theorie und Praxis oft nicht überein.

Das Kind wird schon im Säuglingsalter nicht nur von der Heilgymnastik, sondern auch von der Mutter therapeutisiert. So wird die Mutter automatisch dazu angehalten, ihr Kind auf Fehler aufmerksam zu machen. Anstatt mit Liebe und Geborgenheit dem Kind zu begegnen, wird sie zum mahnenden Gewissen des Kindes. Sie wird immer auf die Haltung, auf die einzelnen Griffe und Bewegungen schauen, das Kind kann sich kaum frei bewegen und so seinen Körper kennenlernen. Wie sieht die Heilgymnastik selbst aus? Man könnte meinen, dem Kind wird in spielerischer Form seine "normale" Körperhaltung beigebracht. Weit gefehlt - die Praxis schaut ganz anders aus. Es sind meist trockene, alltagsfremde Übungen, die das Kind bewältigen muß. Meist bekommt das Kind große Abneigung gegen Heilgymnastik und Therapie. Es lernt seinen Körper zu hassen, weil es immer nur auf seine Fehler aufmerksam gemacht wird.

Ich habe selbst diese orthopädischen Maßnahmen kennengelernt. Vor ca. drei Jahren wurde ich einem Orthopäden vorgestellt. Er verordnete mir sofort orthopädische Einlagen, obwohl er mich zum ersten Mal sah und somit nicht kannte. Mit diesen Einlagen kam nun das Problem Schuhkauf auf mich zu. Ich muß ziemlich viel schauen, bis ich den richtigen Schuh gefunden habe, wo meine Einlagen reinpassen. Auf Geschmack darf ich dabei nicht schauen, denn ich muß froh sein, wenn ich passende Schuhe für

mich gefunden habe. Man stelle sich vor, daß man im Hochsommer in hohe Schuhe eingezwängt ist. Das ist nur ein kleines Alltagsproblem - doch so ist es im Leben von Krüppeln immer, weil Experten alltagsfremd entscheiden.

Ich frage mich bei solchen Maßnahmen immer: "Sind Experten keine Menschen?" In diesem Zusammenhang fällt mir ein Satz einer behinderten Frau ein, die neulich zu mir sagte: "Ich brauche keine Ärzte, ich weiß am Besten, was mir gut tut!"■



Hilflose Medizin

Drei Bücher zum Thema

Volker Schönwiese

Norman Cousins: Der Arzt in uns selbst, Anatomie einer Krankheit aus der Sicht des Betroffenen. Die Geschichte einer erstaunlichen Heilung gegen alle düsteren Prognosen. Rowohlt Verlag 1981

Monika Aly, Götz Aly, Morlind Tumlner: Kopfkorrektur, oder der Zwang gesund zu sein. Ein behindertes Kind zwischen Therapie und Alltag, Rotbuch Verlag 1981

Olle Hansson: Arzneimittel-Multis und der SMON Skandal. Die Hintergründe einer Arzneimittelkatastrophe dargestellt von einem Gerichtsgutachter an den Geschäftspraktiken verschiedener Pharmakonzerne. Z-Verlag Basel, 1979

Diese drei Bücher berichten in unterschiedlicher Art und Weise - aber alle drei besonders anschaulich - über die "Schwierigkeiten" der modernen Medizin.

Norman Cousins berichtet über seine erstaunliche Selbstheilung. Er behandelte sich mit der Unterstützung seines Hausarztes selbst. Er merkte, daß es ihm in der Klinik immer schlechter ging. Darauf verließ er die Klinik, legte sich in ein (gleich teures) Luxushotel, ließ sich zu seinem Vergnügen Filme vorspielen, informierte sich ausführlich über seine Krankheit und lehnte dann alle üblichen Medikamente ab. Dagegen behandelte er sich nun mit einer Vitamin-C-Therapie. Er wurde wieder gesund. Nach der Veröffentlichung seines "Falles" reagierte die Ärzteschaft mit Hohn und sprach von einem "Plazebo Effekt", d.h. nicht die Behandlung, sondern der Glaube an die Behandlung hat gewirkt. Cousins beschreibt nun in seinem Buch eindrucksvoll, welche Grundsatzfragen

sich hier für die Schulmedizin erheben. Hat die Schulmedizin durch die Mißachtung der menschlichen Selbstheilungskräfte den Kontakt zu den wichtigsten Möglichkeiten der Heilung verloren?

Um die Eigenverantwortung gegenüber der Medizin und gegen die Medizin geht es auch in dem Buch von Monika Aly u.a. Auf dem Hintergrund der Erfahrung mit alternativen medizinischen Methoden in Florenz wird die Geschichte eines behinderten Kindes bzw. seiner Eltern in Deutschland beschrieben. Sie machen die Erfahrung, daß ein aufgeblähter medizinischer Apparat das Leben, die Erfahrungen, die Gefühle, kurz: den Alltag des Kindes und der Eltern immer mehr ausblenden und die Entwicklungsmöglichkeiten im Alltag verhindern. Medikamente ersetzen diese Unfähigkeit. Die Intensität, mit der die Auseinandersetzung mit der Medizin und mit verschiedenen Alternativen in diesem Buch beschrieben werden, machen das Buch zu einem der wichtigsten Behinderten-Bücher der letzten Jahre.

Im letzten Buch geht es um die Beschreibung der Praktiken der Pharmakonzerne, die zuletzt im Anschluß an das Buch "Gesunde Geschäfte" von Langbein u.a. intensiv in der Öffentlichkeit diskutiert wurden. Das Buch von Hansson behandelt den größten einzelnen Arzneimittelskandal - weit größer als die Contergankatastrophe - der bekannt ist. Merkwürdig, wie wenig man bei uns über diese Geschichte weiß. Das Medikament Mexaform/Entero-Vioform - früher auch bei uns ein sehr beliebtes Mittel zur Darmregulierung, kann - wie im Buch ausführlich beschrieben - zu schwersten Erkrankungen und Behinderungen führen. In Japan, wo der Entero-Vioform-Konsum offensichtlich besonders groß war, kam es zu epidemieartigen Erkrankungen. Mit welchen Methoden sich die Hersteller des Medikamentes weigerten, das Medikament zurückzuziehen und sich zu rechtfertigen, behandelt das Buch. Erst Prozesse konnten die Hersteller zu einer Rücknahme des Medikamentes in einigen Ländern zwingen. Bei uns in Österreich ist ein Medikament (gegen bestimmte Hauterkrankungen) weiterhin am Markt■

Aufmucken bringt's!

DOKUMENTATION EINES PRÄZEDENZ-FALLES (?)

Wir dokumentieren im folgenden aktuelle Erlebnisse von Josef Giger (unserem Münchner Redakteur), die in vielfacher Hinsicht bemerkenswert sind: In Österreich kann kein schwer Behinderter Matura machen. Ambulante Betreuung zur Bewältigung des Alltags wird bei uns nicht so ohne weiteres finanziert. Wenn man sich wehrt, kann man allerdings etwas erreichen. In diesem Sinne ist unsere "Geschichte" gut ausgefallen und wir hoffen damit einen Präzedenzfall erreicht zu haben, auf den man sich berufen kann.

Die "Geschichte" begann mit einem Brief, der uns im April 1983 erreichte:

"Ich heiße Josef, bin 23 Jahre jung und spastisch gelähmt, Rollstuhlfahrer. Ich bin österreichischer Staatsbürger und lebe seit Oktober 1981 hier in München. Der Grund weshalb ich aus Österreich weg ging, war: mein Heimatland sah sich nicht in der Lage, mir, einem "armen, schwer-körperbehinderten Menschen" der unverständlicher-weise irrationalen Zielen hinterher läuft, einen Gymnasiumsbesuch innerhalb des Landes zu ermöglichen. Nach 7 Jahren vergeblichen Suchens erfuhr ich von der "Stiftung Pfennigparade", München. Die St.Pfennigparade stellt sich als Allround-Institution für Körperbehinderte dar; von Kindergarten, Grund- und Hauptschule bis hin zur Real- und Fachoberschule, zuzüglich Internat. Vor ca. zwei Jahren, als ich zum erstenmal von der Pfennigparade hörte, bewarb ich mich an dessen Realschule. Über einen Aufnahme-test kam ich in die 7.Klasse Realschule. Dies brachte mit sich, daß ich (erstmal) in das Internat einziehen mußte; Betreuung ... Der Pfllegesatz des Internates beläuft sich monatlich ca. auf DM 4.200,-. Du kannst Dir sicher vorstellen, wie schwierig es war, die Kostenübernahme durch das Land Oberösterreich sichergestellt zu bekommen da komme ich nämlich her. Alles, was ich

an Argumenten vorzuweisen hatte, mußte ich in die Waagschale werfen, um letztenendes doch noch einen Internatsplatz durch das Land Oberösterreich (Behindertenhilfe) bezahlt zu bekommen. Bedingung war und ist allerdings: schulische Leistung zu erbringen - und dies ist wohl (oder übel) der Fall; im letzten Halbjahreszeugnis 82/83 hatte ich einen Notendurchschnitt von 1,34 und konnte vor 10 Wochen sogar ein ganzes Schuljahr überspringen. D.h. ich werde die vierjährige Realschule im Zeitraffer absolvieren. So weit, so gut ...

Seit ca. einem halben Jahr habe ich mich jetzt bemüht, hier in München eine Wohnung zu finden um endlich "mein eigenes Leben leben" zu können - ich brauche Dir wohl nicht erklären, weshalb dies in einem Heim unmöglich ist....

Vor 5 Wochen bekam ich nun vom Wohnungsamt München eine Sozialwohnung angeboten; Gardinistraße 150, 8 München 70. Da mir die Wohnung sehr gut gefällt, will ich am 1.Juni 1983 dort einziehen. Daß ich, als Ausländer, vom Wohnungsamt München überhaupt eine Sozialwohnung vorgeschlagen bekam, und daß mir der Vermieter diese Sozialwohnung zugesprochen hat, dazu gehörte schon eine Menge Glück; aber es wollte eben sein! Nachdem das geklappt hatte, stellte ich Ende März 1983 bei meinem Kostenträger (Oberösterreich) den Antrag auf Übernahme von: Miete DM 940,-, Betreuung DM 2.600,- und Unterhalt DM 500,- durch das Land Oberösterreich.

Der Vermieter gab mir bis Mitte April Zeit um die Kostenübernahme zu klären. Ich rief deshalb in Linz an, erzählte dem Chef der Sozialhilfe mein Anliegen, bezüglich Wohnung usw., und bat um einen Termin. Dieser Herr Ing.Reichl zeigte sich am Telefon bereit, meinem Antrag stattzugeben, vorausgesetzt, diese Kosten bewegen sich im Rahmen des Pfllegesatzes der Pfennigparade; was auch zweifellos der Fall ist!

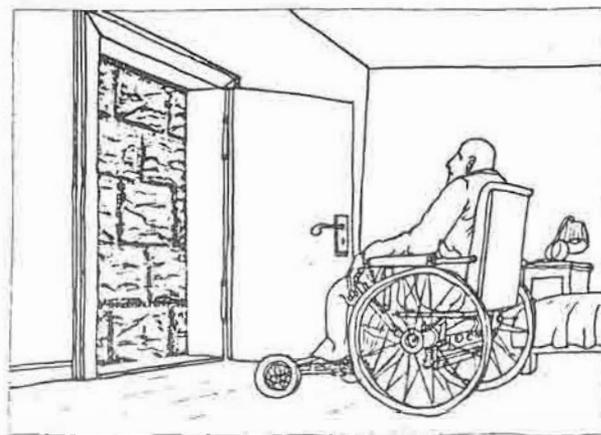
Am 8. April 1983 fuhr ich dann nach Linz, wo ich mit Herrn Ing. Reichl ein Gespräch führte. Wider Erwarten stellte sich Herr Ing. Reichl plötzlich negativ zu meinem Vorhaben, aus dem Heim/Internat auszuziehen; Herr Reichl versuchte erst mir entgegenzuhalten, daß meine Kostenaufstellung unvollständig wäre und somit ein gewisser Betrag an Mehrkosten entstehen würde. Als dieses Argument wie eine Seifenblase zerplatzte - sieh' an - belehrte mich Herr Reichl Folgendes: Nach reichlicher Überlegung könne er es nicht verantworten, mich in einer eigenen Wohnung zu sehen, da ich aufgrund meiner Körperbehinderung ja immer eine spezielle Pflege bräuchte, die eben nur im Heim gegeben wäre; und außerdem fügte

Herrn Reichl anschließe....

Die versammelte LOS-Redaktion ließ daraufhin einen deutlichen Brief an LR Reichl mit Durchschriften an LH Ratzenböck, an die Minister Zilk und Dallinger, an Staatssekretär Dohnal und an die Presse los.

Sehr geehrter Herr Landesrat!

Wie wir erfahren, haben Sie die Kostenübernahme für die mobile Betreuung unseres behinderten Kollegen Josef Giger abgelehnt. Wir denken, daß Sie damit einen Fehler gemacht haben, der exemplarisch und typisch für den Umgang mit Behinderten in Österreich ist:



Hans Georg Rauch

Das Allgemein-Menschliche

Herr Reichl hinzu, wenn mein "freies Leben draußen" bei anderen "Behinderten", in Österreich, publik würde, dann gäbe es ja nur noch "Heime ohne Behinderte", was wirklich nicht im Interesse Daraufhin hielt ich Herrn Reichl entgegen, wie grotesk dieses Argument doch wäre und daß dies einer Entmündigung meiner Person gleichkomme. Aber Herr Reichl blieb bei seinem Entschluß, sobald ich aus dem Heim auszüge, würde das Land Oberösterreich für mich keine Kosten mehr übernehmen

Diese traurige, aber für Österreich bezeichnende Geschichte erzählte ich dem Landeshauptmann Oberösterreichs, Herrn Dr. Ratzenböck. In einem Antwortbrief, den ich vor einigen Tagen erhielt, gab mir Herr Dr. Ratzenböck zu verstehen, daß er sich der Meinung des

Schwer körperlich Behinderte können in Österreich nicht die Matura machen. Josef Giger mußte deshalb nach München ziehen, um dort die Matura auch unter den dortigen finanziellen Bedingungen zu machen. Sie haben es nun abgelehnt, eine Betreuung von Josef Giger außerhalb eines Heimes zu finanzieren, obwohl diese keinesfalls teurer ist, als es die Kosten für einen Heimplatz sind. Bei der eingeführten Politik pro Heime, die in Österreich herrscht, ist es hierzulande offensichtlich nicht vorstellbar, daß ein Behinderter den Wunsch und auch das Recht hat, außerhalb eines Heimes zu wohnen. Dies bedeutet eine Entmündigung von Behinderten und eine Reduktion der Behindertenhilfe auf "fachgerechte Wartung", wie Sie es nennen. Behinderte sind keine Maschinen, die gewartet werden, sondern

Menschen mit Wünschen und Bedürfnissen. Ihre Entscheidung entspricht einem Ghetto-Denken, das mehr als antisozialistisch ist. Auch dürfte es Ihnen entgangen sein - Uninformiertheit können wir Ihnen ja zugestehen - daß die "Vereinigung Integrationsförderung" (VIF), die die mobile Betreuung von Josef Giger übernehmen würde, eine offiziell anerkannte und international bekannte mobile Betreuungsinstitution mit Modellcharakter ist. Sie betreut u.a. auch Behinderte, die wesentlich schwerer behindert sind als Josef Giger. Eine Betreuung von der Art, wie sie die VIF bietet, bringt für Behinderte Hilfe mit weniger Abhängigkeit und damit mehr "freies Leben", von dem wir entgegen Ihren Äußerungen gegenüber Herrn Josef Giger glauben, daß es durchaus wünschenswert ist, in Österreich publik zu werden. Für uns ist es ein großes Ziel - für Sie eine Befürchtung - daß es eines Tages nur mehr Heime ohne Behinderte gibt. Wir weisen in diesem Zusammenhang nur - da Sie es ja kennen - auf das Beispiel Florenz hin.

Die von Ihnen nahegelegte Lösung des Falles durch einen endgültigen Wohnortwechsel ins Ausland erinnert an eine gegenüber unliebsamen Kritikern ("Dissidenten") häufig vorgebrachte "wohlmeinende" Aufforderung zum Staatenwechsel (wem es nicht paßt, der kann ja gehen).

Wir fordern Sie auf, Ihre Entscheidung zurückzunehmen.

Von den Politikern antwortete nur Johanna Dohnal und formulierte nicht nur ihr Verständnis für die Emanzipationswünsche von Behinderten, sondern intervenierte auch direkt bei Reichl. Das Schweigen der oberösterreichischen Politiker und der Minister war allerdings bemerkenswert. Wenn sich Behinderte öffentlich wehren, ist dies für Politiker immer unbequem. Wichtigste Antwortstrategie darauf ist üblicherweise der Versuch, alles zu ignorieren und im Sand verlaufen zu lassen. Auch die Pressereaktionen sind bemerkenswert. Die sogenannten unabhängigen "Oberösterreichischen Nachrichten" ("unabhängig" heißt in unserem Sprachgebrauch immer ÖVP-nahe oder konservativ) schrieben

einen inhaltlich erfreulichen Artikel, der unserer Argumentation folgte. Das liegt daran, daß es für "soziale" Fragen doch manchmal Freiräume und Einzelengagement von Redakteuren gibt. Weiters ist aber nicht zu übersehen, daß der "Sozialbereich" in unserer Bürokratie traditionell ein SP-Bereich ist und hier zu sticheln, "unabhängigen" Zeitungen sehr wohl entspricht. Für letzteren Zusammenhang spricht auch, daß das "sozialistische" "Oberösterreichische Tagblatt" derart gereizt reagierte (siehe nebenstehende Artikel und Leserbrief). Schlimm ist dabei die Vorhaltung der hohen Kosten, die latent Progromstimmung bei den Steuerzahlern schürt. Verschwiegen wird dabei, daß es sich um zeitlich begrenzte Ausbildungskosten handelt und dies noch dazu für jemanden, der offensichtlich "leistungsfähig", also nach offizieller Rehabilitationsideologie optimal zu fördern ist. Versprechen doch solche "Investitionen" höchste "Amortisation". Was passiert denn dann erst, wenn jemand weniger "leistungsfähig" ist und Wünsche nach erfüllterem oder selbstbestimmterem Leben entwickelt?!

Daß Josef es letztlich doch noch geschafft hat und Reichl nun nach einem halbjährigen Kampf nachgegeben hat, liegt neben unserem Einsatz daran, daß das Sozialamt München bereit war, Josef Vorschub zu gewähren (peinlich, peinlich für unsere Bürokratie) und ein Gutachten von Prof. Speck aus München die öö. Vorstellungen über eine "fachgerechte Wartung" widerlegte: "Ich kann bestätigen, daß durch das Überwechseln des Herrn Giger aus dem Heim in eine Sozialwohnung unter gleichzeitiger Betreuung durch die "Vereinigung Integrationsförderung" (VIF) München, die für einen erfolgreichen Abschluß der schulischen Bildung (Realschule) notwendige und fachgerechte Hilfe nicht infragegestellt ist. Im Gegenteil: In bewußt gewählten selbständigen Wohnen unter Zuhilfenahme eines ambulanten Sozialdienstes ist ein Akt zu sehen, der für die Tüchtigkeit und Selbstverantwortungsbereitschaft des betreffenden behinderten Menschen spricht und ihm reale soziale Eingliederung ermöglicht. Dieser Schritt verdient Unterstützung, zumal die Finanzierungskosten nicht erhöht werden."

Schümpel zum
"fall" Josef G.

Oberösterreichisches Tagblatt

Mittwoch, 8. Juni 1983 (Nr. 130)
Erscheinungsort: Linz
Redaktion

OBERÖSTERREICHISCHE Nachrichten

TAGES-POST · GEGRÜNDET 1865
Freitag, 10. Juni 1983
Nr. 132**
TÄGLICHE TAGESZEITUNG



Wartung für Menschen

Von MARTHA HAKAMI

Subventionsempfänger sollen nur dankbar die Hand aufhalten, das Denken aber tunlichst den edlen Spendern überlassen. Diese Mentalität wird durch die Geschichte eines jungen, behinderten Oberösterreichers veranschaulicht, dem die Landesregierung einen Heimplatz und den Besuch einer Behinderten eingerichteten Realschule in München finanzieren. Der begabte junge Mann konnte dort sogar eine Klasse überspringen — daß sich in Österreich keine einzige höhere Schule fand, die ihn aufnahm, wäre erwiesenermaßen ein Kavalier für sich.

Nun fühlt sich Josef im Alter von 23 Jahren in München als eigenständiges Leben außerhalb des Heimes zu führen. Er bekommt in München eine Sozialwohnung angeboten und glaubt, bei etwas Betreuung durch einen mobilen Behindertendienst durchaus allein zurechtzukommen zu können. Die oberösterreichische Landesregierung weigert sich

jedoch die Kosten für Aufenthalt und Schule weiter zu tragen, wenn er aus dem Heim auszieht — obwohl eine Wohnung sogar billiger wäre.

Die Briefe der Landesregierung an ihn, in denen man die Entscheidung „begründet“, sind in einem unbehilflichen, haarsträubenden Ton abgefaßt. Nicht nur, daß man ihm die Summe, die für ihn aufgewendet wird, unter die Nase reibt (was kann er schließlich dafür, daß er im Inland keinen Schulplatz fand), es wird auch um Verständnis dafür gebeten, „daß wir in so einem Fall ein gewisse Mitspracherecht ausüben. Schließlich fühlen wir uns für Sie und auch die Verwendung der Gelder oberösterreichischer Steuerzahler verantwortlich...“

Und an anderer Stelle heißt es wörtlich: „nur in einem Heim scheint dem Land Oberösterreich Josefs „laufend erforderliche fachgerechte Wartung gewährleistet“. Es stünde ihm jedoch frei, nach Abschluß seiner Ausbildung seinen ständigen Wohnsitz nach Deutschland zu verlegen. Hinaus mit aufmüpfigen Rahnwägen...“

Bei einer persönlichen Vorsprache wurde Josef auch erklärt, warum man bei so dafgeßen sei. Wenn sich sein freies Leben bei anderen Behinderten herumspräche, dann gäbe es ja nur noch Heime ohne Behinderte? Und schreibliche Vorsprache nicht?

30.000 Schilling monatlich für einen Behinderten

LINZ / MÜNCHEN. Schwere Angriffe gegen die — allgemein als beispielgebend anerkannte — Behindertenhilfe der öffentlichen Hand in Oberösterreich haben mehrere Mitarbeiter von Behinderten- und Nichtbehinderten Österreichs in einem Brief an Landespräsident Ing. Reichl und mehrere Minister. In dem Brief wird darüber Land Oberösterreich abgelehnt in einem Behindertenheim in München wohnt und in der bayerischen Hauptstadt die Realschule besucht, die Übersiedlung zu finanzieren. G., der an den vom Land Oberösterreich die Übernahme der Miete von 940 DM monatlich, der Pflegekosten von 2800 DM monatlich und einen monatlichen Unterhalt von 500 DM.

5 Schritte...

Wie Sozialreferent Ing. Reichl dazu erkannte, habe das Land Oberösterreich seit 1981 monatlich 30.000 Schilling für G. aufbezahlt. Diese Summe werde bis zum Abschluß der Schule für die Unterbringung in einer Sozialwohnung mit ganztägiger Versorgung durch Zivilbedienstete, freiwillige Helfer usw. Betretung nicht entsprechende, sondern sei daher auch im oö. Behindertengesetz nicht vorgesehen. Bestehe daher Josef G. auf einer privaten Wohnung, müßten seine Eltern die Kosten hierfür übernehmen. Das Land OÖ. zahle dann 3500 S Pflegekosten und 2400 S Schilling Familienhilfe, jeweils monatlich. abschließend darauf, daß es G. auf seine Reichs, Intervention in München zu besuchen.

30.000 Schilling monatlich für Behinderten Leserbriefe

Enttäuschung. Befremdung. Betroffenheit, soles fiel mir beim Lesen Ihres Artikels „30.000 Schilling monatlich für einen Behinderten“ ein. Statt die journalistische Chance zu nutzen, im sozialistischen Sinn die Leser im sozialistischen Sinn aufzuklären, wird auf Abzockerei (sozialistisches) Heimabwahrung (sozialistisches) System der Behindertenbetreuung mit Worten in Schutz genommen. Man hätte den Lesern sagen müssen, daß es in München — wo der im Artikel gemeinte Behinderte in einem Heim „untergebracht“ ist — seit Jahren einen gelungenen Modellversuch gibt (in einer mobilen Betreuung gibt es in Linz ein ähnliches begriffen). Linz ist ein Entstehen der Behinderten Dienst kommt den Steuerzahlern nachweislich billiger, ist menschlicher, weil die Betroffenen nicht „beheimt“ werden müssen, und ist individuell viel besser, abzustimmen, duell viel besser, abzustimmen, duell ein schwerfälliger Heimbetrieb. Schade, daß das nicht geschrieben wurde!

Wer lernen kann, er möchte sie ja mit Auszeichnung ablegen. Vielleicht auch, weil es ihm nicht mehr so viel Spaß macht, in einem Heim zu leben. Die Wahl des Wohnortes ist doch ein Menschenrecht, auch für Spastiker...! Er möchte sich mobil betreiben lassen. Das würde zwar weniger kosten, aber nein, es geht nicht, was da passieren könnte, und überhaupt was täten wir dann mit unseren teuren Heimen? Das hätte der Schreiber im Sinn einer sozialistischen Aufklärung in Ihrem Artikel auch erwähnen müssen. Schade, er hat es nicht getan. Günther W. Trübwasser, Linz (Rollstuhlfahrer)

Aktion der zuständigen Politiker. Die schweren Pauschalangriffe einiger Initiativgruppen Behindertener und Nichtbehindertener gegen die Behindertenhilfe in Oberösterreich haben wir zwar angesprochen, sich mit diesen zu identifizieren, haben wir uns außerstande. Die Redaktion

In dem TAGBLATT-Artikel wurden die Forderungen des behinderten Studenten Josef G. an das Land Oberösterreich (Übernahme der Miete von 940 DM in einer Privatwohnung, 2800 DM monatliches Pflegegeld und 500 DM monatlicher Unterhalt) geschildert und die ablehnende Be-

Oberösterreichisches Tagblatt

Mittwoch, 22. Juni 1983 (Nr. 142) 5 Schilling
Erscheinungsort: Linz P. D. B.
Verlagspostamt 4020 Linz P. D. B.
Erscheinungsort: Linz und Zustellung: Telefon (0 73 2) 55 2 11

Landesrat
ERMANN REICHL

4010 Linz 12. August 1983
Altstadt 30

Herrn
Josef GIGER
Guardinistr. 150
D 8000 München 70

Sehr geehrter Herr Giger!

Ich bedanke mich für Ihr Schreiben vom 10.8.d.J.; das fehlende Gutachten des Herrn Prof. Dr. Speck ist heute ebenfalls eingetroffen.
Zur Kostenübernahme Ihres Aufenthaltes in München kann ich Ihnen mitteilen, daß das Land Oberösterreich ab 1. Juni 1983 die Miete für die Sozialwohnung und die Kosten für Ihre Betreuung direkt mit dem Sozialamt der Stadt München bis zu einem Höchstausmaß der Unterbringungskosten in der Stiftung Pfennigparade übernehmen wird.

Die Erledigung seitens der Sozialhilfeabteilung des Amtes der o.ö. Landesregierung wird in den nächsten Tagen erfolgt.

Ich hoffe, daß damit eine Entscheidung in Ihrem Sinn getroffen wurde.

Mit freundlichen Grüßen

Die Bank, die Land und Leute kennt.

landes-hypothekenbank  tirol

**HYPO
BANK** 
Unsere Landesbank

295: Nachlese bzw. Vorschau

Herbert Gruber

Wer oder was "295" ist, kann bei den meisten Lesern des Wiener Bereichs vorausgesetzt werden; für die Interessierten aus den Bundesländern und den nicht ganz "up-to-date'n" Wienern möchte ich diese Gruppe noch einmal vorstellen.

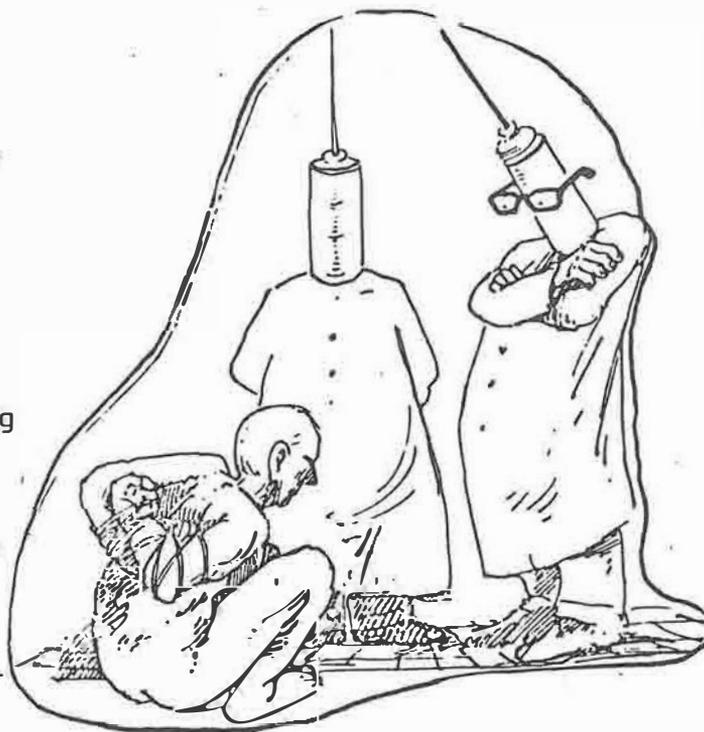
"295" ist der Arbeitstitel, den sich eine Gruppe von in der Psychiatrie Tätigen und an der Psychiatrie Interessierten gab, mit dem kurzfristigen Ziel, anlässlich des 7. Internationalen Weltkongresses für Psychiatrie Gegenöffentlichkeit herzustellen - Gegenöffentlichkeit zu einer bei Gründung der Gruppe vermuteten und dann auch eingetretenen sehr positiven Darstellung der gegenwärtigen psychiatrischen Versorgung in Österreich. Auch sollten mittels Flugblättern Betroffene und Unzufriedene die Möglichkeit haben, auf sich und ihre Probleme aufmerksam machen zu können.

Gleich zu Beginn der Arbeitsgruppe verbreitete sich eine eher depressive Stimmung unter den Mitgliedern, da man sich natürlich der diversen Forderungen an die Psychiatrie im In- und Ausland zu Ende der 70er und Beginn der 80er Jahre erinnerte (wie Schließung der Großanstalten, Verzicht auf Zwang, Überwindung des körper-medizinischen Krankheitsmodells) und deren nicht vorhandene Übernahme durch diverse Reformmodelle auf Seiten der Psychiatrie. Die Arbeitsgruppe war sich darüber klar, daß auf der einen Seite die damals heftigen Diskussionen den Boden für die heutigen Reformen vorbereiteten, andererseits wurden die wesentlichen Forderungen, die sich in der Mehrzahl an den italienischen und französischen Modellen orientierten, nicht erfüllt.

Nach diesem kurzen Resümee war nur eines ziemlich klar: Sagen kann man zum gegenwärtigen Zeitpunkt eigentlich nicht sehr viel, denn

- die derzeit Mächtigen in der Psychiatrie sind sehr geübt in der Argumentation, daß eh schon alles so liberal, so menschlich, so ohne Zwang und überhaupt so gut ist,

- die Betroffenen von Zwangsbehandlung und Anstaltspsychiatrie haben zur Zeit keine Möglichkeit, sich so zu artikulieren, daß ihre Angst vorm und Bedrohung durch's System Psychiatrie, wie es sich gegenwärtig darstellt, nicht sofort als "krank" diagnostiziert wird,



- es innerhalb der Gruppe der in der Psychiatrie Arbeitenden keine Diskussion im Sinne der oben genannten Forderungen gibt.

Und so wurde beschlossen, der Betroffenheit, Anteilnahme und der Trauer, die die Gruppenmitglieder über die gegenwärtige Situation und die vielen Einzelschicksale verspürten, Raum zu geben und einen Trauermarsch zu organisieren.

Die Reaktion seitens der "Szene", der an Kritik in der Psychiatrie Interessierten, auf die Ankündigung des Schweigemarsches war unterschiedlich:

man kann doch nicht schweigen

man muß doch versuchen, die eigene Resignation zu überwinden

man kann doch nicht mit "solchen" Mitteln arbeiten (zur Erklärung: Es tauchte an mehreren Stellen in Wien die Zahl "295" an Hauswänden mit Lack gesprüht auf; die Flugzetteln waren nicht professionell gemacht und begannen mit einem Basaglia-Zitat: "Der Psychiater macht sich entweder mitschuldig oder entschließt sich zur Tat und zerstört")

gut, daß sich wieder einmal etwas tut und gut, daß in der Psychiatrie Tätige sich eine gewisse Form der Öffentlichkeit erarbeiten.

Wie aus den zitierten Rückmeldungen ersichtlich ist, überwogen die negativen Kritiken, da wahrscheinlich auf der einen Seite viele, die den Marsch durch die Institutionen angetreten sind, im Bemühen, diese Institutionen von innen zu verändern, sich persönlich angegriffen gefühlt haben - vor allem von dem als Motto dienenden Basaglia-Zitat, und andererseits es viel schwieriger ist, sich zu Trauer und Betroffenheit zu bekennen als zu Forderungen und Aktionen.

Es sollte jedoch nicht ein "Schuldiger" oder eine Gruppe von "Schuldigen" gefunden werden, sondern vielmehr versuchte die Arbeitsgruppe, die Diskussion um Werte, Ziele, Inhalte und Phantasien zusätzlich

zur realen und konkreten Psychiatriepolitik wieder in Gang zu bringen. Und dies scheint zumindest im Ansatz gelungen zu sein, nicht zuletzt natürlich durch die Initiierung eines "Club 2" zwei Tage vor dem Schweigemarsch.

An der Kundgebung selbst nahmen ca. 400-500 Personen teil, von den Passanten gab es durchwegs positive Reaktionen, vor allem von Touristen, es wurden ca. 15 verschiedene Flugzetteln verteilt und am Ziel vor der Hofburg, einem der Tagungsorte des Psychiatriekongresses, gab es einige durchaus positive Reaktionen durch Teilnehmer des Kongresses.

So weit, so gut. Wie soll's weitergehen - soll es weitergehen?

Die rege Kritik zeigte, daß es Unzufriedenheit gibt - und somit Bedarf für eine Gruppe wie 295 - die vielen negativen Stimmen deuteten aber an, daß "Widerstand" gegen die zur Zeit noch immer mit Zwangseinweisung, Zwangsbehandlung und Entmündigung praktizierte Psychiatrie (Text aus dem Flugblatt) nicht negativistisch sein darf und vor allem in der Diktion nicht bedrohend und verunsichernd, will sie nicht nur eine ganz kleine Gruppe ansprechen.

Widerstand - oder im oben genannten Sinne - Anregung zu alternativen Inhalten, Praktiken und Ideen hätte vielleicht mehr Wirkung, wenn neben der "Nackten auf Seite 7" in Österreichs kleinformatiger Tageszeitung ein psychiatrischer Artikel abgedruckt wäre - dies ist jedoch eine These.

Um weitere Anregungen, Angebote zur Weiterarbeit und Kritiken ersucht Sie die Gruppe 295 in Form von Briefen an die Redaktion■

Ein Theaterbesuch mit Folgen?

Bernadette Feuerstein

Am 26. März 1983 wollte Kurt S. ins Ateliertheater (ein Kellertheater), um das Stück "Sepp" von Herwig Kaiser zu sehen. Der Inhalt: Ein Rollstuhlfahrer setzt sich mit sich und seiner Umwelt auseinander.

Leider kam es nicht zu dem Theaterbesuch. Der Grund: Kurt S. ist selbst Rollstuhlfahrer und auf Grund der feuerpolizeilichen Vorschriften verweigerte der Direktor den Zutritt zum Theater. Die Situation war grotesk; ein Behindertenstück, wo Behinderte nicht zugelassen sind, ein Stück über Rassenprobleme, wo Neger nicht zugelassen sind

Um seinem Ärger Luft zu machen und in der Hoffnung Änderungen zu erreichen, schrieb Kurt S. einen Brief an einige Mitglieder der Bundesregierung, den ORF und verschiedene Zeitungen, in dem er den Vorfall schilderte.

Dr. Zilk, der damals noch Stadtrat für Kultur war, reagierte und lud Kurt S. zu einem Gespräch ein. Der Vorschlag Dr. Zilks, für solche Fälle Sondervorstellungen zu organisieren, war vielleicht ein Entgegenkommen, ist aber sicher keine Lösung für solche Diskriminierungen, die immer wieder vorkommen.

Um auf das Problem aufmerksam zu machen,

beschloß die AKN (Alternativgemeinschaft Körperbehinderter und Nichtbehinderter) gemeinsam mit der Studentenvertretung der Pädak, die nächste Premiere des Ateliertheaters zu boykottieren. Die Idee war: Wenn Nichtbehinderte verhindern können, daß Behinderte ein Stück über Behinderte sehen, dann können auch Behinderte verhindern, daß Nichtbehinderte ein Stück über Nichtbehinderte sehen.

Da auch weitere Telefonate mit Dr. Zilk zu keinem positiven Ergebnis führten, wurde die Aktion für den 2. Mai festgesetzt. Fünf Rollstuhlfahrer und einige "Sympathisanten" blockierten vorübergehend den Theatereingang. Dabei kam es zu Diskussionen mit Passanten, dem Publikum und Journalisten. Die Stimmung war meist freundlich-verständnisvoll, auch in Pressemeldungen wurde die Aktion eher positiv kommentiert.

Was aber ist das Resultat nach 6 Monaten? Die Aktion ist vergessen und noch immer wird Rollstuhlfahrern der Zutritt zu einzelnen Theatern, Kinos u.a. verwehrt.

Es genügt hier nicht, hin und wieder ein Auge zuzudrücken, auch Sonderlösungen, die die Behinderten wieder in ein Ghetto stellen, helfen nicht. Eine Änderung der Gesetze, aber auch technische Verbesserungen wären hier notwendig, um die Teilnahme am kulturellen Leben zu ermöglichen ■

Hartheim: Der "falsche" Prozeß

Traude Fenzl

Da gibt's ein Heim in Oberösterreich, in dem über 200 schwerstbehinderte Kinder betreut werden und Leute, die alle möglichen Hebel in Bewegung setzten, um die dort herrschenden Mißstände schnellstens abzustellen. Leute, die's wissen müssen, da sie selbst dort arbeiten oder gearbeitet haben.

Öffentlichkeitsarbeit, Information, Briefe an die "Zuständigen", Aktionen - und jetzt läuft ein Hartheim-Prozeß. Nicht gegen die Verantwortlichen, die für mehr oder weniger erwiesene Mißstände, Schläge, Lieblosigkeit, eine Erklärung finden sollen, sondern gegen jene, die diese Mißstände abgestellt haben wollten. Der falsche Prozeß.

Die AKN, stellvertretender Obmann, muß sich wegen "übler Nachrede" vor Gericht verantworten (§ 111 StGB). Die Leitung des Heimes, auch dort arbeitende geistliche Schwestern haben geklagt, weil ein Plakat, dessen Aufschrift "Solidarität mit den Kindern des Instituts Hartheim" lautet, in seinem Grundmuster ein Gitter darstellt. Damit sollen offensichtlich Assoziationen zu einem Gefangenendasein der Heimbewohner des Instituts gezogen werden. Sie haben geklagt, weil "man am rechten Rand ungefähr in der Mitte eine weibliche Gestalt erkennt, die ein Kind schlägt. Somit wird das Institut in Zusammenhang mit Körperverletzungen bzw. Mißhandlungen gebracht und den Mitarbeitern des Instituts somit eine strafbare Handlung vorgeworfen." Als weiterer Punkt wird angeführt: "Einen Bezug zur Tatsache, daß im Heim in leitender und verantwortlicher Stellung geistige Schwestern tätig sind, bildet auch das Kreuz, das aus zwei schwarzen Balken besteht und über das gesamte Plakat abgebildet ist."

Das besagte Plakat haben wir für Zwecke der Öffentlichkeitsarbeit verwendet, vor allem versucht, es zu verkaufen, um unsere Aktivitäten leichter finanzieren zu können. Wegen der oben angeführten Argumente wurden alle erreichbaren Exemplare des Plakats beschlagnahmt. Ebenfalls beschlagnahmt wurde einen Tag später eine Presseaus-sendung der AKN. Auch diese Presseaus-sendung ist laut Anklage üble Nachrede, weil "die Aussage des Direktor Erber, er erwarte, noch lange Zeit am Institut Hartheim arbeiten zu können, wie folgt kommentiert wird: Diese Hoffnung des Direktor Erber kann von seinen Untergebenen - schwerstbehinder-ten Kindern und Jugendlichen und deren Erziehern - nur als Drohung aufgefaßt werden." Eine weitere Textstelle dieser Presseaus-sendung ist schließlich der letzte Vorwurf, der der AKN in diesem Zusammenhang gemacht wird: "Die Bespitzelung der Beschäf-tigten hat sich seit den ersten Pressemeldun-gen noch verstärkt, sagte eine Mitarbeiterin, die täglich ihre Kündigung befürchtet, weil sie mündlich gemachte Versprechungen einfordert. Wenn man eine eigene Meinung äußert, so darf das nur im Flüsterton ge-schehen, gibt die Kindergärtnerin die Atmosphäre

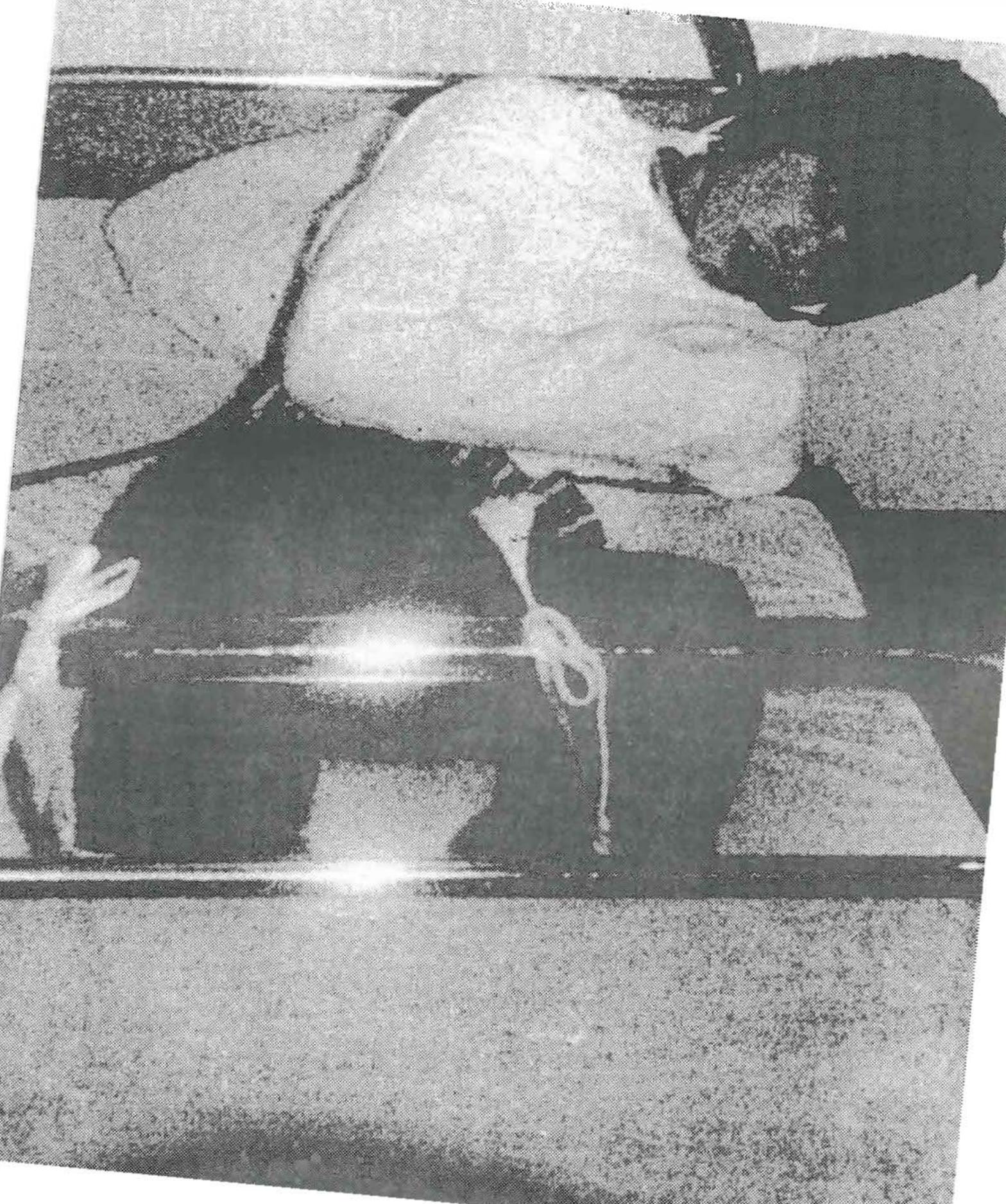
innerhalb des Hauses wieder."

Die Person, an der man all diese Anklage-punkte aufhängt, ist - wie gesagt - der Obmann der AKN. Nun kann man/frau für jeden dieser Punkte eine Erklärung finden, genau darstellen, warum das gerade so interpretiert wurde etc. etc. Aber was nützt es? "Wahrheitsbeweise" anzutreten ist laut Aussage des Anwalts ein sehr mühe-volles und meistens aussichtsloses Unterfan-gen. Dann könnte man/frau eventuell noch den Beweis der "journalistischen Sorgfalt" erbringen, was soviel heißt wie: ich habe mich genau erkundigt, bevor ich das veröffent-licht habe und es gab gute Gründe, es für wahr zu halten. Auch das bedeutet aber ein schwieriges und kostspieliges Verfahren. Und wenn es nicht gelingt und der Angeklagte verurteilt wird, muß er normalerweise eine empfindliche Geldstrafe zahlen und hat eine Vorstrafe. Wie kommt aber der Obmann der AKN dazu, als Einzelperson verantwortlich gemacht zu werden für die Öffentlichkeitsar-beit einer ganzen Gruppe?

Abgesehen von allen finanziellen Fragen ist es also sehr problematisch, sich auf ein langes Prozessieren einzulassen. Bleibt als Alternative noch die Möglichkeit, einen Vergleich zu schließen. Das bedeutet, daß die "geklagten" Äußerungen zum Teil zurückge-nommen werden. Das bedeutet aber auch, daß die AKN viel von ihrer Glaubwürdigkeit aufs Spiel setzt.

Mitten in die Diskussion darüber, was die AKN in dieser Situation machen könne, traf noch dazu die Nachricht ein, daß auch die Fotoausstellung über Hartheim, die Studenten der Pädak zusammengestellt hatten, beschlagnahmt wurde. Darauf folgte ein Profil-Artikel, der eine recht kritische Zusammenfassung der bisherigen Ereignisse gab und das "beschuldigte" Plakat in Mini-format daneben brachte. Auch das Profil wurde daraufhin beschlagnahmt - allerdings ohne besonders großen Aufwand, da relativ spät.

Es gab auch ein Gerücht, daß die AKN einen Vergleich schließen könne, in dem lediglich festgestellt werden müßte, daß es sich



um keine antikirchliche Aktion gehandelt hat - was kein Problem gewesen wäre.

Neuesten Informationen zufolge besteht derzeit ein Angebot des gegnerischen Rechtsanwaltes, eine Ehrenerklärung abzugeben, in der alles zurückgenommen wird, was das Institut Hartheim mit Mißhandlungen in Zusammenhang bringt, und die bisherigen Prozeßkosten in der Höhe von ca. 10.000,- S zu bezahlen.

Die weitere Entwicklung der Dinge ist ungewiß. Es fällt mir vor allem schwer, zu akzeptieren, daß nach rechtlichen Gesichtspunkten

anscheinend jene die Bösen sind, die Mißstände aufzeigen, um eine Änderung zu erreichen. Niemand aus dem Institut Hartheim, weder Personal noch Organisatoren, hat sich bisher vor einem Gericht verantworten müssen.

Bleibt der schwache Trost, daß all die Anstrengungen und die Probleme, mit denen wir uns jetzt noch herumschlagen, wenigstens zu kleinen Änderungen geführt haben - wie z.B. zur Einstellung eines eigenen pädagogischen Leiters, um die Kompetenzen etwas zu verteilen. ■

Inhaltsvolle Podiumsdiskussion

Kurt Schneider

Am 6.Jubiläumskongreß (die erste Veranstaltung fand vor 10 Jahren statt) für Sozialarbeit und Rehabilitation der Österr. Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation am 3.August in Wien-Strebersdorf; Thema: Sozialer Dienst FÜR behinderte Menschen.

DAS PODIUM: Tische weiß bedeckt, aufgestellt in gerader Linie, mit Namensschildern und einem Mikrophon darauf, vor dem Podium die Plastiksessel für das Auditorium.

AUF DEM PODIUM: A., eine FRAU; B., ein PRÄSIDENT; C., ein GENERALSEKRETÄR (fallweise anwesend); D., ein SICHTBAR VERKRÜPPELTER; - lt. Programmheft vom Zivilinvalidenverband; der von der Konkurrenz, dem Kriegsoffizierverband, sitzt vor dem Podium, dafür ist aber wieder einer, der hinter dem Podium sitzt, beim Kriegsoffizierverband- E., ein PROF. aus der BRD; F., einer VON DER GEWERBLICHEN WIRTSCHAFT; G., einer VON DER KAMMER FÜR ARBEITER UND ANGESTELLTE; H., ein REG.RAT aus Salzburg.

VOR DEM PODIUM: ca. 50 Menschen sitzen auf den bereits erwähnten Plastiksesseln. Ein Großteil der Diskussionsteilnehmer deckt die Kongreßgebühren durch die Spesen-

konten der einschlägigen Institutionen, einige durch Selbstfinanzierung (Studenten und Behinderte zahlen bekanntlich die Hälfte).

DIE PODIUMSDISKUSSION: Aus den Referaten der Herren D bis H kam lt. Tagesbericht ".... bereits deutlich die unterschiedliche Auffassung zum Problem der Gestaltung und Finanzierung sozialer Dienste zur Geltung".

Zögernd - durch gesittetes Hand-in-die-Höhe angezeigt-waren bald die ersten Wortmeldungen aus dem Publikum zu hören; die Diskussion begann:

"RATTATATAAAA...". Danke, der Nächste bitte: "TATITITOOO? XUMMAXOUM....". Bitte die Dame hinten, in der Mitte, nein, daneben, danke. "EXTRORUMS usw..."

Als nach einigen Diskussionsbeiträgen die ordnungsgemäße Wortabwicklung nicht mehr gewährleistet schien, griff B., der Präsident, ordnend ein. Er verwies auf die vor ihm liegende, immer länger werdende Rednerliste und meinte, im Sinne einer demokratischen Diskussion solle der Reihe nach vorgegangen werden und da wir in einer Demokratie leben, bitte er, diese Regel einzuhalten. Das Wort hat zuerst Herr S., dann Herr Dr..., als nächster bitte ich dann den Herrn Reg.Rat zu Wort, danach möge

der Herr Prof. die Fragen beantworten und ich habe dann auch noch eine Wortmeldung. Danke sehr, bitte Herr S., - Sie haben das Wort:
"RATTATATAAAA....". Danke, der Nächste bitte: "TATITITOOO? usw...."

SCHLUSSBEMERKUNG: In seiner letzten

Wortmeldung bemerkte der Herr F., VON DER GEWERBLICHEN WIRTSCHAFT, er sei eigentlich hier, um etwas über Behinderung zu erfahren und leider habe er dies nicht.

Wollte er diskutieren oder Behinderte schauen? ■

Jahrzehnt der Behinderten — Jahrhundert der Sonderschule

Elisabeth Hyrtl

Bei der Schuleinschreibung an der Volksschule bekommst Du ein Merkblatt in die Hand gedrückt.

Liebe Eltern!

"Wenn Ihr Kind sehbehindert, schwerhörig, sprachbehindert oder körperbehindert ist, kann ihm bestimmt geholfen werden! Es ist für den Laien oft sehr schwer festzustellen, ob ein Kind - besonders, wenn es noch im vorschulpflichtigen Alter ist - schlecht sieht, schlecht hört oder schlecht spricht. Gerade dadurch können aber einem Kinde für den späteren Schulerfolg große Nachteile entstehen."

Es folgen einige Hinweise, die auf Behinderungen schließen lassen. Beunruhigte Eltern, die vielleicht das eine oder andere Merkmal schon einmal an ihrem Kind bemerkt haben, können spätestens auf S.3 des Merkblattes wieder aufatmen. Unter dem Titel "Wie kann Ihrem Kind geholfen werden?" erhalten sie den Hinweis auf die Standardantwort unseres Schulsystems auf Probleme verschiedener Art:

Fehlt ein Fuß? Dein Kind ist ja behindert!
Ist Dir das noch gar nicht aufgefallen?
Es gehört in eine Sonderschule!!!

Dein Kind hört nicht, wenn Du etwas zu

ihm sagst. Fällt Dir das nicht auf? Es gehört doch in eine Sonderschule!!!

Dein Kind hat einen Sprachfehler. Hast Du das noch nicht bemerkt? Es gehört in eine Sonderschule!!!

He, merkst Du nicht, Dein Kind schielt?
Ist Dir das nicht aufgefallen? Es braucht einen Augenarzt, aber besser ist doch eine Sonderschule!!!

Für jedes noch so kleine Problem gibt es eine Sonderschule.

Sie werden als "eigene Schulen, die ihren Schülern eine normale Schullaufbahn sichern" angepriesen.

Als ich das Merkblatt gelesen hatte, traf mich fast der Schlag. Da spricht man immer von Integration, und was ist dann der Erfolg? Du sollst Dein Kind gleich in die Sonderschule stecken, auch wenn der "Fehler" noch so klein ist.

Es ist wirklich kein Wunder, wenn all die "Gesunden", die nie mit Behinderten in Berührung kommen, sich falsche Verhaltensweisen aneignen.

Gerade bei Kindern wäre es so leicht, mit der Integration zu beginnen, da Kinder noch keine Anpassungsschwierigkeiten und schon gar nicht Vorurteile haben. Erwachsene haben es in der Beziehung schon sehr schwer ■

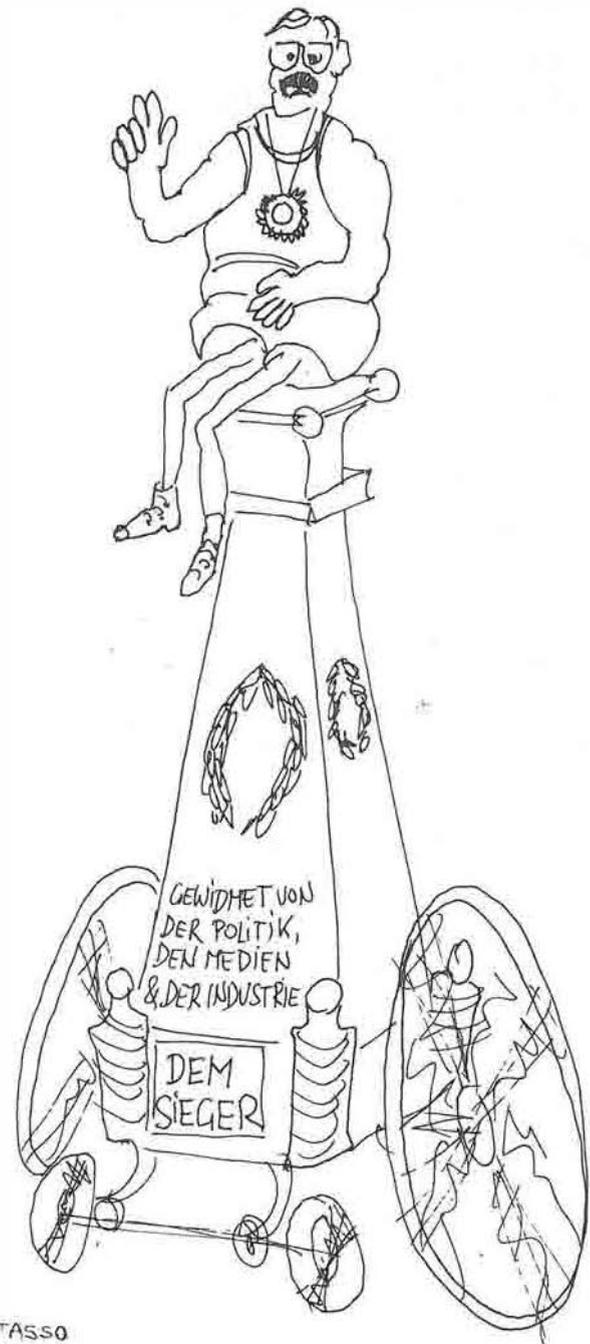
Das Muskeldenkmal auf 4 Rädern

Kurt Schneider

"Ich möchte ein Vorbild und Ansporn für alle Mitbetroffenen sein" sprach Georg Freund in eine laufende TV-Kamera, nachdem ER - um den völkerverbindenden Nord-Süd-Dialog zu fördern - von Göteborg nach Wien gerollt war und sich nicht nur von den Medien feiern ließ. ER will sich also ein Denkmal setzen. ER will, daß alle seine heroische Tat ehrfurchtsvoll bestaunen und versuchen, IHM nachzueifern, aber es IHM gleichzutun oder IHN gar überholen, nein, dies ist bedenklich, denn ER muß der Größte bleiben. In der club-handikap Tourinformation, in der anlässlich des 4000 km Spektakels gleichermaßen für den Nationalfonds, die ARGE-Rehabilitation, den Krüppelsport sowie für pharmazeutische Produkte etc. geworben wird, stellte ER nämlich seine "SONDERleistung" unter das allererste beliebte Motto: "Niemals aufgeben - trotz Behinderung" und lädt "jeden Sportler" ein, "mich ein Stück des Weges - im Rahmen seiner Möglichkeiten - zu begleiten". Kameradschaft im Sport ist doch selbstverständlich, oder?

Wo doch der - It. Wochenpresse - "fesche 40jährige mit Schnurrbart und Brille" der normalste und problemloseste Mensch mit vier Rädern unter seinem Sitzfleisch ist. Denn: "Probleme gibt es auch für Behinderte und seinen Lebensgefährten nur dort, wo wir sie uns selbst machen". Die Krüppel machen sich also ihre Probleme selbst. Sie müßten sich nur bemühen, nichtbehinderter als Nichtkrüppel zu sein, und schon hätten sie keine Schwierigkeiten mehr.

Aber nicht nur im Krüppelsport - wo seine Freundin Barbara IHM mit dem Wohnmobil immer n a c h fährt - können wir einiges lernen, sondern auch über Beziehungen und Partnerschaft, wenn ER "voll und ganz" bestätigt, "wie harmonisch und unkompliziert eine Zweierbeziehung sein kann, auch wenn ein Partner durch körperliches Leiden an



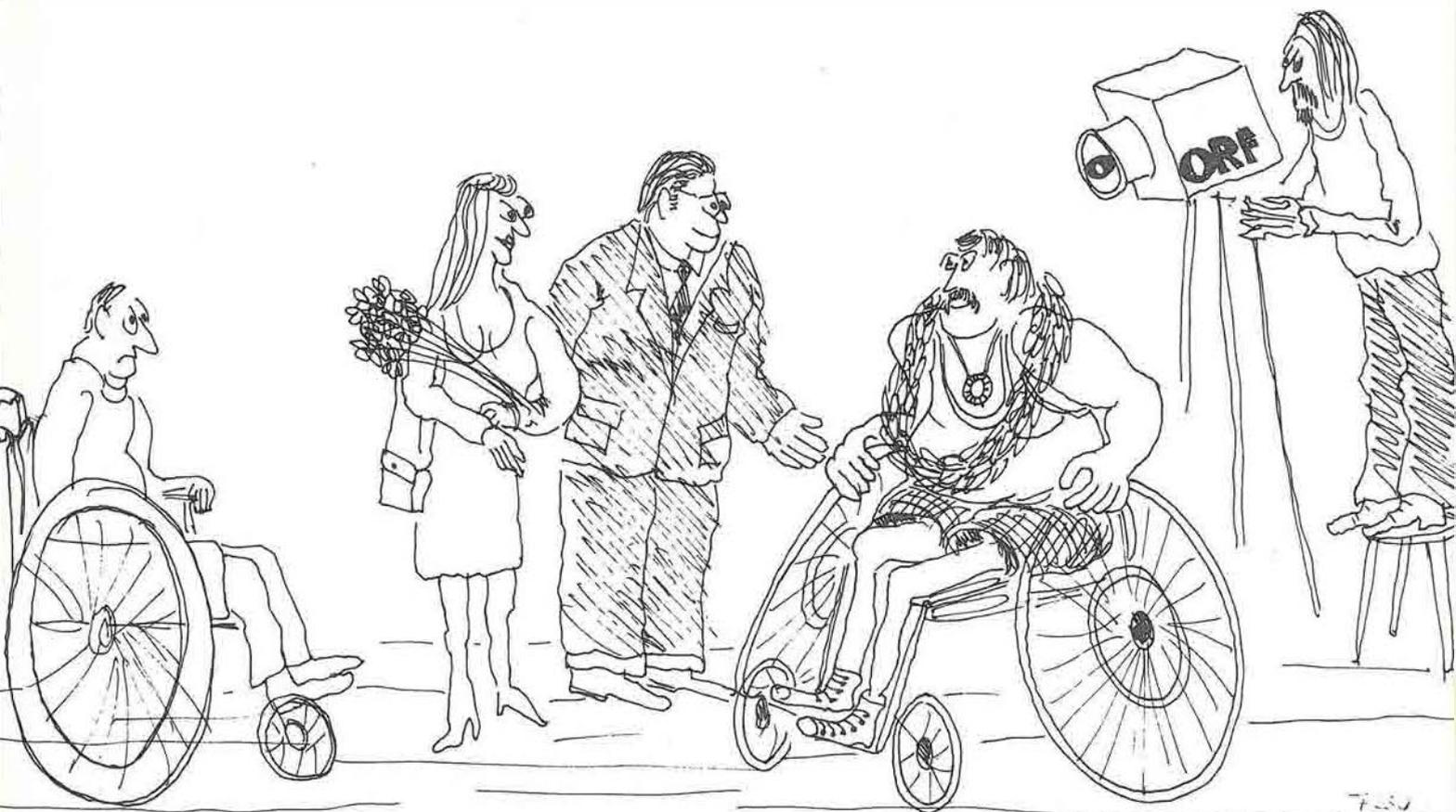
TASSO

den Rollstuhl gefesselt ist". Es ist wichtig, "Behinderung als natürliche Gegebenheit hinzunehmen" und entscheidend für Barbara war: "..., daß ich gesehen habe, wie beweglich Georg ist. Bei vielen anderen, die an den Rollstuhl gefesselt sind, ist dies ja nicht der Fall". - So ist es nun einmal, einige sind an den Rollstuhl gefesselt oder gebunden, einige wieder sind beweglich und andere unbeweglich. Vor allem stehen einige im Licht, die im Dunkel sieht man nämlich nicht.

Georg Freund ist ein typisches Produkt des sogenannten Behindertensportes, welcher als Therapie angeboten, deklariert und somit legitimiert wird. Tatsächlich wird hier aber Leistungssport betrieben und gefördert. Teilnehmer am Sportfest beklagen sich, daß die Trainer sich den Sportlern nur zuwenden, solange sie Höchstleistungen erbringen, und ein mehrfach mit Medaillen Behängter sagte zu mir im Vorbeigehen: "Ich stehe zu meinem Leistungssport, aber was so manchmal getrieben wird, ist schon

schlimm. Jeder nimmt schon was ein (gemeint sind Dopingmittel), und es ist nur mehr eine Frage der Zeit, bis einer auf der Bahn umfällt und tot ist" - Perversion des zwanghaften gesellschaftlichen Leistungsdenkens, einfach besser sein zu müssen, als der, der neben dir herrollt oder - humpelt. Auch Politiker, wie Stadtrat Dr. Stacher, Doktor der Medizin, redet bei der Eröffnung des Sportfestes von Integration und meint aber den Superkrüppel, wenn er sagt: "... was es bedeutet, wenn man hier Sport betreiben kann, sich in die Gesellschaft integrieren kann, wie ein normaler Mensch leben können," 4000 km durch Europa mit dem Rollstuhl zu rollen ist also ebenso normal wie der Spitzensport. Eigentlich könnte man sich von einem Stadtrat mit den Kompetenzbereichen "Gesundheit und Soziales" eine differenziertere Sprache erwarten.

Bei derselben Veranstaltung meinte ein Firmeninhaber, der auf der Sponsorenliste des Schweden-Österreich-Rollers steht, solch ein Spitzensport ist auch gut für die Arbeit



in den Werkshallen und Büros, da doch Georg Freund "... eine Vorbildfunktion für die Mitarbeiter habe" und zu den anderen Sportteilnehmern sagte: "... bei Ihnen ist die Welt des Sportes noch in Ordnung". Vor allem, solange es noch keine Dopingkontrollen gibt, und der Krüppelsport noch zu jung ist, um bereits Schäden (z.B. in den Handgelenken oder den Schultern) nachweisen zu können.

ER, Georg Freund, ist ein Spitzensportler, "möchte ein Vorbild und Ansporn sein", da er doch glaubt, die Leistung, mit dem stromlinienförmigen Rennkarree über Europas Straßen zu düsen, sei notwendigerweise etwas Gutes. Durch diese Haltung, vielleicht gar den Sinn des Lebens darin zu sehen, immer der Erste zu sein, allen anderen überlegen sein zu wollen bzw. zu müssen, wird völlig verdrängt, daß Leistung und Konkurrenz - hier sei nur die Arbeitswelt

erwähnt - Behinderung hervorbringen.

"...Daß dieser scheinbar so löbliche Gedanke (gemeint ist hier das sportliche Leistungsdenken der Griechen zu Zeiten des Homer) einerseits zu Arroganz, zum Strebertum, zur Überheblichkeit, andererseits zum Neid, zum Krieg, zur Zerstörung der Mitmenschen führen muß, hat uns erst die Geschichte des Patriarchats gezeigt. Leistung ist oft Wettbewerb, und Wettbewerb ist oft der Versuch, dem anderen zu beweisen, daß er minderwertig ist. Unter dem Vorwand, daß es aus jedem das Beste heraushole, holt das Leistungsprinzip aus jedem das Schlechteste heraus, macht jeden zum Feind aller anderen, setzt Menschen gegen Mensch, kehrt das uns Trennende hervor, statt das uns Vereinende anzuregen...." (aus Ernest Bornemans: Das Patriarchat-Ursprung, jng und Zukunft unseres Gesellschaftssystems, Seite 276, Fischer Taschenbuch)■

Warum ich Polizisten hasse

Erwin Hauser

Am 28. Juni stieg ich, mit der Straßenbahnlinie D kommend, bei der Station Börse aus. Danach ging ich am Schottenring von der Gehrichtung aus gesehen auf der linken Seite auf dem Gehsteig Richtung U-Bahn-Station Schottenring. Nachdem ich ungefähr 20 m gegangen war, stürmten mir etwa sieben Polizisten entgegen, die offensichtlich einige Leute fangen wollten, die voran liefen. Da ich mir keiner strafbaren Handlung bewußt war, und ich auch nicht im Begriff war, eine zu setzen, ging ich weiter.

Auf meinem weiteren Weg sah ich, wie Polizisten Leute, die mir entgegenkamen, sich sonst aber durch nichts bemerkbar machten, festnahmen. Zu diesem Zeitpunkt dachte ich mir schon, daß hier etwas nicht stimmen konnte. Ich bekam Angst. Da ich feststellen konnte, daß prinzipiell nur Leute festgenommen wurde, die mir entgegenkamen, dachte ich, daß es an der Gehrichtung liegen konnte, und ging immer noch weiter. In

der Ferne sah ich, wie Polizeiautos auf der anderen Straßenseite standen, sie waren von vielen Polizisten umgeben. Als ich dort angekommen war, traute ich mich nicht weiterzugehen. Ich dachte nach dem was ich bisher gesehen hatte, daß ein Entfernen vom Ort als eine Strafeinsicht des sich Entfernenden von der Polizei gedeutet wurde, und derjenige erst recht mit einer Verhaftung rechnen mußte: In meiner Angst dachte ich an das Sprichwort: Zeige nie einem Hund, der dich anbellt, den Rücken.

Da ich nicht wußte, was ich tun sollte, setzte ich mich, noch immer auf der linken Straßenseite befindlich, auf eine Parkbank. Weiterhin wurden Leute einige Meter von mir entfernt abgeführt. Ich wurde aber noch immer von den amts handelnden Personen verschont, was mich darin bestärkte, daß ich offensichtlich das einzig Richtige tat, nämlich auf einer Bank sitzen. Auf der anderen Straßenseite konnte ich sehen, wie ein Mann, der auf dem Boden lag, von drei Polizisten mit den Beinen getreten

wurde. Dann beobachtete ich, wie eine Frau mit den Haaren zu Boden gerissen wurde, von zwei Polizisten getreten wurde, und dann zu den Arrestantenwagen gezerzt wurde (zu der Tatsache, daß sie dabei schrie, bemerkte ein ziviler Polizist zu mir nachher: Frauen sind fürchterlich hysterisch).

Nachdem ich ungefähr fünf Minuten gesessen war, kamen wieder fünf Polizisten von der anderen Straßenseite in Abständen von ungefähr 3 m auf meine Straßenseite herüber. Einer machte zuerst Anstalten, an meiner Bank wieder vorbei zu gehen, besann sich dann jedoch eines Schlechteren und ging auf mich zu. "Du woat'st eh scho drauf, kum mit!" sagte er, packte mich am Arm, riß mich hoch und führte mich ab. Als er bemerkte, daß ich behindert bin, sagte er: "Ah, behindert bist, donn bleibst om besten daham." Er führte mich auf die andere Straßenseite, um mich in einen Arrestantenwagen zu bringen. Auf der anderen Seite angelangt, kam sofort ein zweiter hinzu, der mich sicherheitshalber gleich einmal zu Boden stieß. Dann schleiften sie mich einige Meter in Richtung Wagen.

Plötzlich kam einer auf die Idee, mich in Ruhe zu lassen. "Loß man geh, der is behindert," sagte er. Nach kurzem Beratschlagen ließen sich mich mit den Worten frei: "Ge, du bist äh scho gstroft gnuu."

Mittlerweile sind mehrere Wochen vergangen. Immer noch kreisen meine Gedanken über diesen Vorfall. Was war da eigentlich passiert? Ich habe doch überhaupt nichts gemacht? Ja, ich weiß nicht einmal, was mit mir gemacht worden ist. Kein Wort verlor der Polizist, um mich aufzuklären, womit ich mich seiner Meinung nach strafbar gemacht hätte. Ja, mir wurde nicht einmal gesagt, daß ich verhaftet sei, gar nicht die Rede vom Abmahnen oder sonst etwas. Ich wurde einzig und allein gezwungen, wohin zu gehen, wohin ich nicht wollte, mit Gewalt. Was wäre eigentlich, wenn das irgendwer anderer machen würde? Das wäre Nötigung!

Welche Einstellung hat dieser Mensch eigentlich, wenn er mir dort sagte, daß Behinderte am besten zu Hause bleiben sollen! Woher nahm er sich eigentlich das Recht, mich so zu demütigen?

Wenn ich nun aber annehme, er wußte, was er tat, er wußte, warum er mich nötigte, mit ihm zu gehen? Das kann man doch voraussetzen. Wieso ließ er mich dann eigentlich wieder gehen? Weil ich ohnehin schon genug gestraft sei, wie er meinte. Abgesehen davon, daß ich mit meiner Behinderung nun schon 24 Jahre, und, wie ich meine, gut lebe, bin ich von niemandem bestraft worden, weil ich auch nichts getan habe. Ich lebe im vollsten Bewußtsein mit meiner Behinderung. Sie ist ein Teil von mir, den ich mir von niemandem, auch nicht von einem Polizisten, schlecht machen lasse. Diese Äußerung war eine Diskriminierung, wie sie mir noch nie untergekommen ist. Dahinter steckt doch eigentlich die Annahme, daß ich nichts wert bin. Daß ich es nicht wert bin, mich wie einen normalen Staatsbürger zu behandeln, weil ich ja ohnehin schon von einer "anderen Instanz" gestraft worden bin.

Es gab eine Zeit, und die ist gar nicht so lange her, wo behinderte Menschen zu Tausenden von der Gesellschaft und deren Vollzugsorganen ermordet wurden. Wer garantiert mir eigentlich, daß ich nicht einmal von einem Polizisten mit ähnlicher Anschauung und bei einer ähnlichen Gelegenheit erschossen werde? Vielleicht mit der Begründung, daß ich ohnehin schon genug gestraft sei, und das bißchen mehr spielt dann vielleicht auch keine Rolle. Vielleicht meint er dann noch, er hätte eine gute Tat vollbracht und mich "von meinem Leiden erlöst".

Es stimmt mich traurig, daß derartige Vorfälle unter einem sozialdemokratischen Innenminister geschehen können.

PS: Innenminister Blecha hat fast den gleichen Wortlaut am 7. Juli von mir zugesandt bekommen. Bisher hat der "Freund der Behinderten" es nicht der Mühe wert gefunden, zurückzuschreiben.

Ich habe Verfassungsgerichtshofklage auf Verletzung der Menschenrechte und Strafanzeige erstattet. Wäre für Spenden zur Bezahlung der Gerichtskosten dankbar. Wenn möglich, bitte auf das Konto der Zeitschrift "Los", und Hinweise auf den Verwendungszweck. Danke.

Leserbriefe

Unbestritten ist es für eine Zeitschrift wichtig, daß sie den Leser schon von der Aufmachung her anspricht. Nimmt man "LOS" zur Hand, entspricht sie vollkommen dieser Anforderung: gut lesbarer Druck, übersichtliche Anordnung der Artikel, sehr gefällige Form. Eine Zeitschrift also, die man gerne durchblättert. Beim genaueren Durchlesen erschienen mir jedoch manche Aussagen bedenklich. Die mir wichtig erscheinenden möchte ich herausgreifen:

LEBENSRAUM:

Frau E. "vermißt ihren Arbeitsplatz" - "fühlt sich aber jetzt wohl als früher" - ein offensichtlicher Widerspruch. Der Streß am Arbeitsplatz wurde ihr unerträglich, sie vermißt ihn aber!!!! Das Berufsleben ist nun einmal auch mit Streß verbunden, für sein Gehalt muß jeder auch Leistung erbringen - ob behindert oder nicht. Wird dem Gesunden der Umgang mit Kollegen oder dem Vorgesetzten unerträglich, weil er sein Arbeitspensum nicht so erfüllt, wie nötig wäre, gilt er als arbeitslos. Der Behinderte ist den Aufgaben körperlich nicht gewachsen, er geht in Pension. Was will sie also wirklich, diese Frau E.? Behindertengerechte Küchenmöbel kosten nicht mehr als die üblichen. Kastenfächer, hoch oder niedrig angebracht, verursachen kaum Mehrkosten. Der Mann ist berufstätig, die Frau in Pension. Des Annsinnen, allein für Wohnungsneugestaltung öffentliche Gelder zu beanspruchen, finde ich absurd. Vollkommen unbegreiflich finde ich darüber hinaus, daß Frau M. darunter leidet, weil es ihr "fest unmöglich ist, mit ihrem Mann zu streiten". Was ist das nur für eine Frau! Hat sie nur deswegen geheiratet, weil sie einen Mann zum Streiten braucht oder "um Forderungen an ihn zu stellen"? Diese Frau verdient es einfach nicht, von einem Mann umarmt zu werden.

Die SZENEN IN UND UM HARTHEIM sind wohl aus der untersten Lade geholt. "Mobil" hat sich der Sache längst angenommen, ein Gerichtsverfahren läuft - der Ausgang wäre zu verfolgen.

Zum ebenfalls schon vielerseits kritisierten und auch hochgelobten FAHRTENDIENST FÜR BEHINDERTE möchte ich ergänzen, bzw. richtigstellen: Die Grundidee dazu entstand schon im Jahre 1977. Damals waren Elterngemeinschaften wohl initiativ aber nicht aktiv. Das bedeutet, daß keinesfalls "im stillen Kämmerlein" ein Fehrtendienst aufgebaut, sondern das erste österreichische Rollstuhltaxi 1978 im Rahmen einer Pressekonferenz der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Die Finanzierung dieser Einrichtung wurde erst im Jahr 1981 in Form eines Vertrages mit der Stadt Wien gesichert (von rescher Einigkeit kann da wirklich nicht die Rede sein.) Die Organisation der Fahrtendienste der Stadt Wien stellt ein für Europa einmaliges Modell dar. Durch die Initiative der Selbsthilfeorganisation Club Handikap wurden die finanziellen Mittel dafür durch einen Vertrag mit der Gemeinde abgesichert. In der Bundesrepublik Deutschland wurde das Budget für Behindertenbeförderung um 50% gekürzt.

In Wien müßten dazu erst Verträge gekündigt werden. In den Nachbarländern wird die Behindertenbeförderung durch bestehende Organisationen (Rotes Kreuz usw.) durchgeführt. Herr Stachel konnte sich bei seinem Besuch in der Taborstraße davon überzeugen, daß in unserem Fehrtendienstbüro ausschließlich Schwerbehinderte beschäftigt sind, die für das möglichst reibungslose Funktionieren verantwortlich sind. Natürlich ist der Club Handikap ständig bemüht, die Situation zu verbessern: Jeder Anspruchsberechtigte hat derzeit die Möglichkeit, im Durchschnitt jeden dritten Tag den Fehrtendienst für persönliche Erledigungen in Anspruch zu nehmen. In dringenden Fällen kann er es auch öfter, weil nicht alle ihr Kontingent an Fahrtenbons ausnützen können oder wollen. (Sie "dürfen" also mehr als sechsmal im Monat Veranstaltungen besuchen). Ihrer Anregung bezüglich der zu befördernden Begleitpersonen entsprechend, werden wir im nächsten Jahr für Behinderte, die unbedingt eine Begleitperson brauchen, eine Art Berechtigungskarte ausstellen, für die sie einen noch festzulegenden Pauschalbetrag bezahlen müssen.

Die Ursache für überlastete Telefonleitungen finden Sie bei den Anrufern. Es gibt viele, die Ihre Fahrt dreimal bestellen und damit sie auch je wirklich abgeholt werden, erzählen sie auch noch, warum sie wann dorthin fahren wollen. Kurz vor Antritt der Fahrt, vergewissern sie sich nochmals, ob es ja auch wirklich klappen wird. Die Post hat uns entgegenkommenderweise einen zweiten Anschluß zur Verfügung gestellt, mehr kann sie uns derzeit nicht bieten. Diese zwei Leitungen würden für kurze Fahrtbestellungen ausreichen, nicht aber für Plaudereien. Wir selbst sind an überlasteten Leitungen wirklich nicht interessiert, denn neben Telefonaten heben wir auch noch zu arbeiten.

Bei manchmal entstehenden Wartezeiten möge man bedenken, daß es solche mitunter auch bei öffentlichen Verkehrsmitteln gibt, (verstopfte Straßen, Straßenausfälle - ein defektes Auto). Sie fahren ohne nie bis zur Wohnung oder zum Fahrtenziel, man muß erst zur Station oder sogar umsteigen. Wer von den Gehbehinderten schafft das schon? Auch Tram und Bus haben ihren Preis und sind "Sammeltransporte". Die Fahrer haben keinesfalls Zeit, Geöck in oder aus der Wohnung zu tragen, bei einem ankommenden Zug auf den Fehrgast zu warten oder gar bei der Fahrt zu einem Kaffeetratsch noch unterwegs Blumen für den Fahrgast zu besorgen. Die Chauffeure des Fehrtendienstes sind für solche Kundendienste aber immer zu haben. Der behindertengerechte Ausbau der öffentlichen Verkehrsmittel ist daher nicht nur wegen der Kosten unzweckmäßig.

Man fährt keineswegs mit dem Fahrtendienst, um sich vor der Öffentlichkeit zu verstecken, sondern weil es bequemer ist, damit befördert zu werden. Und gerade weil man befördert wird, hat der Behinderte die Möglichkeit, sich auch in der Öffentlichkeit zu bewegen, nur den Weg dahin fährt er im Behindertenfahrzeug, er wird in den Alltag befördert, keinesfalls vor ihm versteckt. Eine echte Lücke bei der Beförderung von behinderten Menschen bildet allerdings die Tatsache, daß sie ohne Aufzählung nur bis zur Stadtgrenze fahren dürfen und ein Besuch aus den Bundesländern den Dienst nicht beanspruchen darf. Hier bedarf es dringender Abhilfe. Wer aber schafft sie? Vielleicht die, die bestehende Einrichtungen kritisieren? Sie alle haben die Möglichkeit, es besser zu machen. Ein

versuchter Anfang wäre begrüßenswert, vielleicht in Niederösterreich oder sonstwo?

Josef Neudhart

Leserbriefe sind uns immer willkommen! Sie werden nach Möglichkeit ungekürzt veröffentlicht. Das läßt sich leichter verwirklichen, wenn Sie sich kurz fassen. Danke!

LESERBRIEF

"LOS" hat uns die Ehre erwiesen, bereits in der ersten Nummer über uns zu berichten. Soweit des Kritikers Recht, eben zu kritisieren, ungenutzt bleiben soll, verstehen wir von "Mobil" nicht ganz, warum Volker Schönwiese unbedingt eine uralte Nummer als Grundlage genommen hat. Wer es Absicht des Kritikers willen? Sei, wie es bel, laßt uns einmal erklären, wes wir denn wollen.

Der Verein "Aktion Mobil", dessen Vorstand eben Staatssekretärin Dohnal, LAbg. Dr. Flemming und Abg.z.NR Pertik-Peble angehören, hat es sich zur Aufgabe gestellt, aus dem Erlös des Magazines "Mobil" effizient Hilfaleistungen zu vollbringen. Hintergedanken: Der Nationalfonds hält nicht ewig - und Unterstützung wird immer notwendig sein. Der Verein nimmt für sich in Anspruch, unbürokratischer und rascher als jede offizielle Stelle zu sein.

Freilich, mit dem Erlös hat es sich - noch!

Daß wir Fehler gemacht haben, wollen wir gar nicht abstreiten, immerhin haben wir Konsequenzen gezogen. Haben bis zum September 1982 "nichtbehinderte" Journalisten größtenteils die Blattlinie bestimmt, gestaltet nun ein Redaktionsteam behinderter und nichtbehinderter Redakteure "Mobil" inhaltlich. Und wie die Abo- und Verkaufszahlen zeigen, mit Erfolg!

Wir von "Mobil" haben nur ein Anliegen: Die Behindertenszene präsent zu machen. Wir wollen - möglichst - eine Gemeinschaft oder Gewerkschaftsbund erreichen, um die Anliegen behinderter Menschen stark vertreten zu können. Mißstände werden schonungslos aufgedeckt, Erfolge entsprechend publiziert. Protestaktionen werden von "Mobil" dort unterstützt, wo sie sinnvoll und nach zähen, erfolglosen Verhandlungen angebracht sind. Sonst sind wir mehr fürs "Miteinander", für Gespräche. Hintergrund-Information und Service sollen dem Leser helfen, von "Wedelbeißerel" hat er nicht viel, das überlassen wir den anderen Organisationen.

"Mobil", ein Magazin für behinderte Menschen und zum Kennenlernen für nichtbehinderte Österreicher, um Barrieren ab- und Verstehen aufzubauen!

In diesem Sinn, den Kollegen der "LOS"-Redaktion toi, toi! Gern übernehmen wir interessante Geschichten aus eurer Redaktion - eben wegen des Miteinanders.

Mobil-Redaktion.

Der Themenkreis "MOBILITÄT/FAHRTENDIENST" hat unter unseren Lesern offenbar heftige Reaktionen ausgelöst. Wir planen für das nächste Heft zu diesen Themen ein Diskussionsforum. Schreiben Sie uns, auch über die Situation in den Bundesländern!

LESERBRIEF

Da liegt sie nun vor mir, die Zeitschrift "Los", Nr. 1, Jahrgang 1! Wieder hat sich ein Haufen von Aktivisten zusammengesetzt, um die Welt der Behinderten zu besprechen, "Mißstände aufzuzeigen".

"Mobil" tut dies seit geraumer Zeit und die Behindertenvereine, - Verbände, Selbsthilfegruppen und wie sie alle heißen, tun dies ebenso. Alle haben sie mehr oder weniger begabte Artikelschreiber, die sich bemühen, so eine Zeitung entstehen zu lassen. Alle behandeln sie die gleichen Probleme, alle wollen sie den behinderten Menschen helfen, wenn auch meist nur mit Worten.

Ganz wesentlich bei der Sache stört mich, daß nicht nur zwischen den Zeilen eine gewisse Rivalität herauszulesen ist (verständlich - Jeder möchte der Bessere sein), sondern "LOS" nur auch ganz öffentlich gegeneinander kritisiert. (Wen mobilisiert "Mobil" und gar nicht zu reden von den mir völlig aus der Luft gegriffenen erscheinenden Nörgeleien am Fahrtendienst. Wir sind nämlich alle sehr froh, daß es ihn gibt.)

Konkurrenzkampf in der Geschäftswelt - na schön, aber ich nehme nicht an, daß Zeitungen, die Behindertenprobleme behandeln, damit ein Geschäft machen wollen. Warum macht man es nicht möglich, aus den besten Mitarbeitern jeder Zeitung ein Team zu formen, das eine einzige Schrift zu produzieren versucht, die aufgezeigte Probleme nur einmal behandelt, die aber auch versucht, Abhilfe zu schaffen und die auch beachtet, daß der Leser - auch wenn er selbst behindert ist - nicht ausschließlich Kritik und Mißstände hören möchte (sie kennt er meist ohnedies) sondern sich auch mit anderen Dingen des Alltags befaßt wissen möchte - sei es nun Kultur, Literatur oder auch etwas Humor und Unterhaltung täte zur Auflockerung gut.

Um eine vielseitige Zeitung zu gestalten, bedarf es eines vielseitigen Mitarbeiterstabes. Ihn gäbe es, wenn man sich zusammen täte.

Genau so wie die verschiedenen Behindertenverbände nicht versuchen, gemeinsam zu bestehen, tun es nun auch noch die Zeitungen der Betroffenen.

Behinderte Menschen sind eine Minderheiten-gruppe und gerade deshalb wäre es, meiner Meinung nach, wichtig, daß ihre Vertreter und ihre Zeitungen eine Einheit bilden würden, denn nur Einigkeit untereinander schafft die Grundlage, auch nach Außen hin glaubwürdig ihre Ziele vertreten zu können.

Kritik in den eigenen Reihen nützt der Sache, wenn sie in internen Arbeitskreisen besprochen wird. Der Öffentlichkeit gegenüber kann man nur durch Solidarität imponieren, glaube ich.

Erika Jöribeuer

Intensivstation

Eine grelle weiße Mauer
bekleckt mit Vogeldreck
Sie blendet die Augen
rötet schmerzhaft
den grauen Apfel

Ein Parkettboden
bespritzt wie ein Schlachthof
er glänzt wie ein Decubitus
zeigt grausam
den nackten Decor

Ein rohes Bogengewölbe
schwitzt kalte Angst
es bedroht die Lungenflügel
würgt langsam
das triebhafte Leben

Eine schrille Fabriksirene
schreit in nackter Pein
sie durchdringt die Gedärme
krampft ruckartig
die leere Geduld

Eine weiße Styroporschachtel
fängt den schwachen Sauerstoff
sie umschließt
den Herzmuskel
hemmt die verzweifelte Hoffnung

Eva Blum

Auf dem Käsemarkt von Alkmaar

Die Frau in der schwarzen Tracht bietet Käse feil, die Flügel ihrer weißen Haube schwingen mit dem Wind, die Eisenstange stößt in den Pantoffel, schält Flocken aus dem Schuhinnern, der Holzschnee schwebt zu Boden, ein Glasmaler setzt Pinselstriche auf die milchige Scheibe, der Brennstift zeichnet eine schwarze Windmühle in den Buchenblock, die Marionetten verbeugen sich voreinander mit abgehackten Bewegungen, in den Orgeltönen schwingt der Abschied.

Ich setze mich in Richtung Süden in Bewegung, halte bei einem ausgestreckten Zeigefinger. Mit den langen Haaren ist es schwierig zu stoppen, sagt der Literaturstudent, er rückt seine kreisrunde Nickelbrille zurecht, nimmt mich mit bis nach Maastricht. Die Brücke spannt sich wie eine Sehne über den Fluß, wir landen beim Rathaus, genau ein Parkplatz ist frei, rasch hinstellen, wie eine gereizte Bulldogge bleibt ein Mercedes neben mir stehen, der Rathausbeamte bellt mich wütend an, droht mit Abschleppen, fünf Minuten, sage ich, ich muß nur mal, fahren Sie in die Parkgarage, sein Gesicht

ist weinrot - das ist zu weit - wenn Sie nicht gehen können, können Sie nicht nach Holland fahren, ich gebe dem sanften Druck nach, umkreise das Rathaus, vis-a-vis ist ein Invalidenparkplatz, ohnmächtige Wut steigt in mir auf, ich stürze über die Straße, der Mann verschwindet, wie von einem schwarzen Loch verschluckt. Als ich weiterfahren will, sehe ich ihn, er gestikuliert mit den Armen, wie ein balzender Auerhahn, hinfahren, aussteigen, meine fünf Finger branden auf seiner Wange, wie kann man einen Mann nur schlagen, die Frau ist empört, er packt mich am Arm wie ein Kerkermeister, wir fahren auf die Polizei, gut, fahren wir, der Handschellendruck läßt nach, Sie haben Glück, sagt er, daß Sie nicht fester zugeschlagen haben, sonst säßen Sie jetzt auf dem Boden, gut denke ich, sonst säße ich jetzt auf dem Boden.

Eva Blum

Dös Kind mit an Wasserkopf

Muatta, siagst dös Kind mit'n Wasserkopf?
Psst, sei stül Bua, giab a Rua.

Muatta, den sei Schädli schaut aus wie a Melone.
Kumm Bua, geh weida. lass de Leut do.

Muatta, der Depp schaut grausli aus.
Bua, geh ma rüba, da hinüba.

Muatta, gö den miassn ma daholdn.
Ja Bua, auf unsan Buckl, lebt der Kruppl.

Muatta, göl so a Kretin is a Schand.
Wiast manst Bua, fürs ganze Land.

Muatta, gö den hätt der Hitler vergast.
Bua hast recht, dös wör gar net schlecht.

Muatta, i, i hätt so große Lust.
Auf was denn Bua, host an Durscht?

Na, in nammat so gern an Stan in die Hand.
Bua wozua, wos wüllst denn tua?

Aufischmeissn möcht i eahm auf sein Plüza.
Pass nur auf Bua, dass kana siacht, es is no liacht.

Eva Blum